



Die *Karawane*

Vierteljahresshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

LUDWIGSBURG / WÜRTT.



LA MANCHE

Auf beiden Seiten des Kanals

Bild auf der Titelseite: Trachtenfest in der Bretagne

DIE KARAWANE

Heft 3 - 1960/61

LA MANCHE

Auf beiden Seiten des Kanals



Herausgegeben mit Unterstützung des
BURO FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE
Ludwigsburg - Bismarckstraße 30

VORWORT

„SPLENDID ISOLATION“ war einst das Schlagwort, mit dem man gerne die infolge seiner insularen Lage und einer starken Flotte mögliche politische Einstellung Englands zu Europa und der übrigen Welt kennzeichnete.

Zur Insel, die diese Einstellung voraussetzte, wurde England allerdings erst nach der Zeit des frühesten Auftretens menschlicher Wesen. Erst nach Ende der letzten Eiszeit erfolgte die Überflutung der Doggerbank und erst darnach der allmähliche Meeresdurchbruch vom Atlantik zur Nordsee im Gebiet des heutigen Kanals.

Noch immer zwar trennt diese vielbefahrene Wasserstraße Großbritannien vom Festland - die Möglichkeit zu einer Fortsetzung der Politik einer splendid isolation aber ist trotzdem und endgültig dahin.

Dieser mehrfache Wechsel erscheint uns so fesselnd, daß wir es für richtig fanden, mit diesem unserem Heft „La Manche“ einen Beitrag zu liefern zur Betrachtung der beiden Ufer dieses Kanals, ihrer Menschen und ihrer Geschichte.

Ludwigsburg, 5. Oktober 1960

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'H. Altmann'. The signature is written in a cursive, somewhat stylized script.

DER KANAL

ein geographisch-historischer Überblick

Bei den Franzosen heißt er „La Manche“, „Der Ärmel“, nach dem westwärts sich weitenden Verlauf seiner Küsten. Die Engländer nennen ihn „The English Channel“ und betonen so schon im Namen ihren Anspruch, die für sie wichtigste Meeresstraße zu ihrem Machtbereich zu zählen. Für die Seeleute aller Nationen aber ist er einfach „Der Kanal“; sie unterstreichen damit die Tatsache, daß dieser Meeresteil in Wirklichkeit ein „Kanal“ ist, eine Wasserstraße, die gleichartige Landschaften mehr verbindet als scheidet.

Er tut das in erdgeschichtlicher Sicht noch nicht lange. Der Nord-Westen Europas ist im Laufe der geologischen Entwicklung vielfachen Hebungen und Senkungen unterworfen worden. Im ausgehenden Tertiär jedenfalls sind die britischen Inseln landfest gewesen. Die Westküste des damaligen Kontinentes verlief ungefähr da, wo heute der Boden des Schelfmeeres zur Tiefsee absinkt. Die südliche Nordsee bildete das Mündungsgebiet des Ur-Rheines, zu dem die Ur-Themse als linker Nebenfluß hinstrebte.

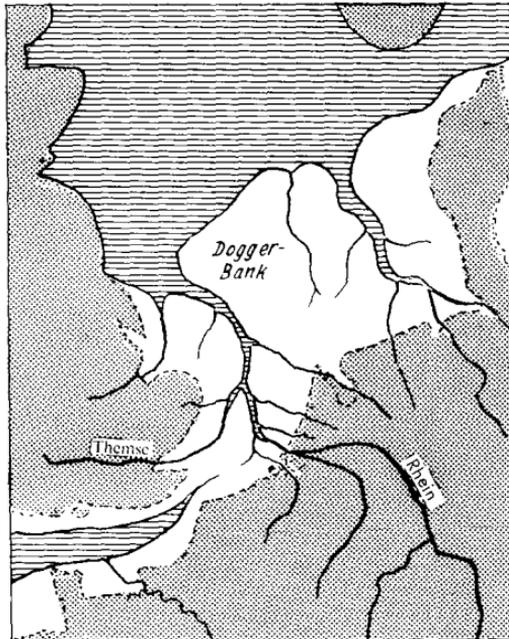


Abb. 1:
Themse- und Rhein-
mündung zur ausgehen-
den Ancyloszeit.
Noch ist die Doggerbank
Festland. Beweis:
Dasselbst im Torf ge-
fundene Reste von
Mammut, Wildpferd,
Elch und Ren.
(nach v. Salomon-Calvi)



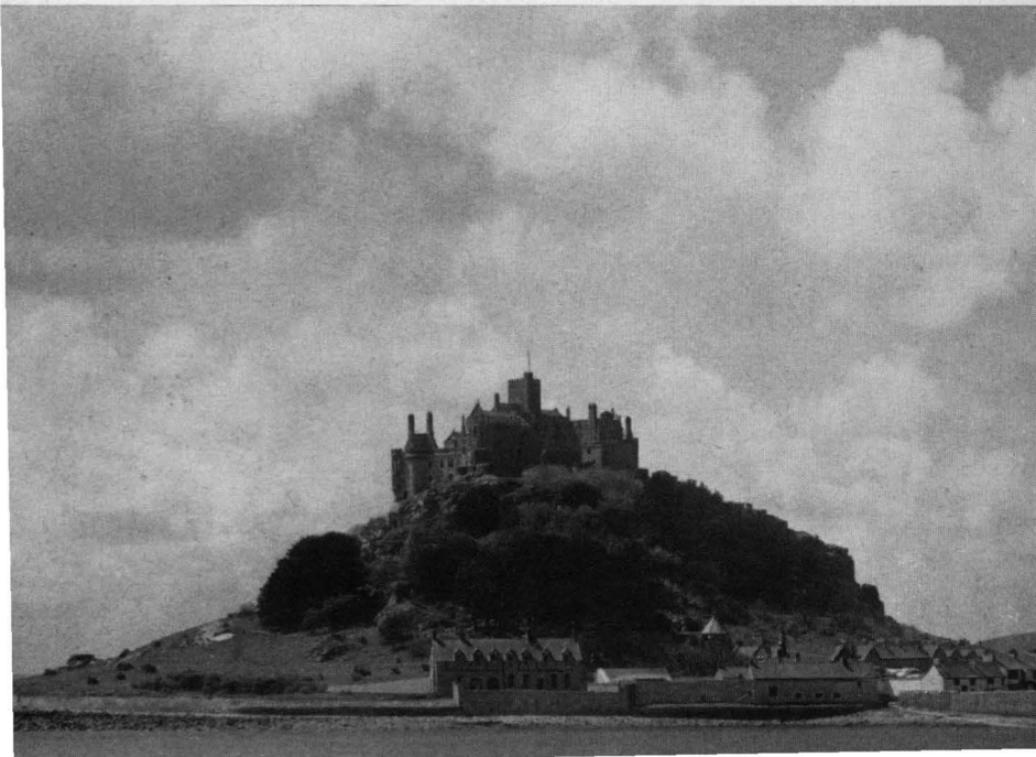
Abb. 2: Mont St. Michel - Normandie

Das ist in der Eiszeit, mit einer kurzen Unterbrechung, so geblieben; erst in der postglazialen Litorinazeit, um 4000 v. Chr., ist die Straße von Dover aufgebrochen worden, vermutlich in gewaltigen Sturmfluten, wie sie sicher damals in die schon bestehende Kanalbucht hineingedrückt wurden, wie sie heute noch die Küsten des Kanals heimsuchen und im Jahre 709 n. Chr. den inneren Teil des Golfes von St. Malo überfluteten und u. a. die Insel schufen, auf der im 13. Jahrhundert als „achtes Weltwunder“ die Abtei von Mont St. Michel erbaut wurde.

Der Frühmensch hat die Entstehung des Kanals also miterlebt. Noch die Horden der frühen Mittelsteinzeit sind trockenen Fußes in den damals nord-westlichsten Teil des europäischen Kontinentes eingewandert. Dann erst wird die Landverbindung unterbrochen, aber die britischen Inseln bleiben im Grunde ein feststehender Teil Europas, sind es gewesen die ganze Zeit ihrer geschichtlichen Entwicklung hindurch. Der Eindruck, den der Besucher der Kanalküsten als ersten erfährt: daß wie im Spiegelbild ihn beiderseits Landschaften gleicher Natur und Kultur begleiten, ist geographisch voll begründet. Zu den die Ähnlichkeit der beiden Seiten kennzeichnenden Erscheinungen gehört u. a., daß im südlichen Cornwall sozusagen das englische Gegen-

stück zum Mont St. Michel, der Mount St. Miquel, sich erhebt. Die Kanalküste gliedert sich in zwei große Abschnitte, einen kleineren westlichen und einen größeren östlichen. Die Grenze zwischen beiden Teilen ist unscharf; sie verläuft ungefähr von Torquay an der englischen Lyme-Bay schräg über den Kanal zur Nord-Ostecke der Halbinsel Cotentin. Westlich dieser Linie bilden Devonshire und Cornwall im Norden, die Westseite der Cotentin und die Bretagne im Süden den Rest des ehemaligen Armorikanischen Festlandes — so genannt nach dem keltischen Stamm der Armoriker, der „Am Meer wohnenden“ —, das noch in Wales und Süd-Irland erhalten ist. Seine variskisch gefalteten Gesteinsformationen stammen aus der Frühzeit der Festlandsbildung; sie sind nach und nach abgetragen worden, so daß heute die untersten Schichten bloßgelegt sind: gefaltete kristalline Schiefer, die von Gneisen und Graniten durchsetzt sind. Sie bilden ein flachwelliges Hügelland, das an der Küste in steilen Rändern abbricht. Infolge Landsenkung ist das Meer in die Randtäler eingedrungen, und so ist jene Küstenform entstanden, die man Riaküste nennt, mit wie zerfasertem Verlauf des Berührungssaumes von Wasser und Land, mit Buchten und Landspitzen, mit unzähligen Inseln und Riffen, die dem Schiffer die Seefahrt erschweren.

Abb. 3: Mount St. Miquel - Cornwall



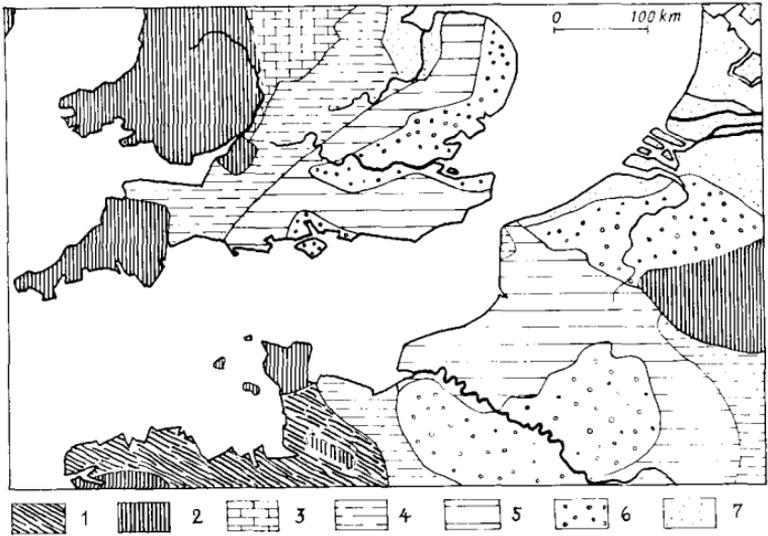


Abb. 4: Geologische Übersicht:

- | | | |
|---------------|-----------|----------------------|
| 1 Eozoikum | 4 Jura | 7 Quartär |
| 2 Paläozoikum | 5 Kreide | (Zeichn. A. K. Lutz) |
| 3 Trias | 6 Tertiär | |

Der große östliche Teil der Kanalküste baut sich aus Schichten des geologischen Mittelalters auf. Vor allem in der Kreidezeit sind hier die Schichten der weißen Schreibkreide abgelagert worden; sie stellen den eindrucksvollsten Teil der Kanalküste dar, jene weißen Steilhänge, zu deren Füßen das Meer brandet: die hellen Felsen, auf denen das Castle von Dover liegt ebenso wie die Steilabfälle der Falaises auf der französischen Seite, die Kalkklippen der Needles an der Westseite der Insel Wight ebenso wie der Steilfelsen de Cap Blanc Nez, „Weiße Nase“ südlich Calais. An einigen Stellen erreichen Juraschichten die Kanalküste; zu ihnen gehört das Cap Gris Nez, „Graue Nase“ noch weiter südlich der Stadt Calais. Das Land nördlich der Küste in England und südlich von ihr in Frankreich senkt sich landeinwärts zu den Tertiärbecken, in denen die englische wie die französische Hauptstadt erwachsen sind. Es ist ein den Geologen immer wieder fesselndes Bild, wie symmetrisch beiderseits der östlichen Kanalküsten die Landschaften aufgebaut sind. Dabei hat Paris durch die Öffnung der Seine in den Kanal einen leichten Zugang zum Kanal und damit zum freien Ozean. London ist über die Themse zur Nordsee geöffnet, schließt sich vom offenen Kanal ab. Der gewisse Abstand, mit dem England seit je dem Festlande gegenüber steht, mag nicht zuletzt hierin seinen Ursprung finden.



Die heutige Form der Kanalküsten ist weitgehend bestimmt durch die erodierende Kraft des Meeres, durch die Brandung und den Wechsel von Ebbe und Flut. Die Brandung schlägt mit furchtbarer Wucht an die westlich gerichteten Küsten, die Steilhänge der Bretagne, die Kanalinseln und die Westseite der Cotentin, in gleicher Weise in die süd-westlichen Ausläufer von Cornwall, Cap Lands End und die Scilly Inseln. Bis zu 30 m hoch klatschen die Brandungswellen an die Leuchttürme der Ile d'Quessant und des Point Du Raz, von Bishop Rock und Wolf Rock vor den Scilly Inseln; in solcher Höhe sind gelegentlich Fenster der Türme eingeschlagen worden. Besonders gute Angriffspunkte finden die Brandungswellen an den steilen Granitwänden dieser Küsten. Sie sind in senkrechte Klüfte zerlegt, in die der Brandungsdruck das Wasser hineinpreßt. So erweitert er in steigendem Maße die Spaltwände, bis die entstehenden Säulen ihren Halt verlieren und zu Boden stürzen. Eindrucksvoll ist auch die Arbeit der Brandung an der östlichen Kliffküste des Kreidegebietes, im südlichen Teil der französischen Falaises, zwischen Seine- und Sommemündung. Hier liegen an der Küste der „Falaises vives“ die aus der weißen Schreibkreide ausgewaschenen Feuersteinblöcke und werden von der Wucht der Brandung wie Geschosse gegen die Steilhänge geschleudert. Weiter nördlich hat sich im Laufe der Jahrtausende ein festes Riff vor der Steilküste gebildet und schützt die „Falaises mortes“ vor weiterer Zerstörung.

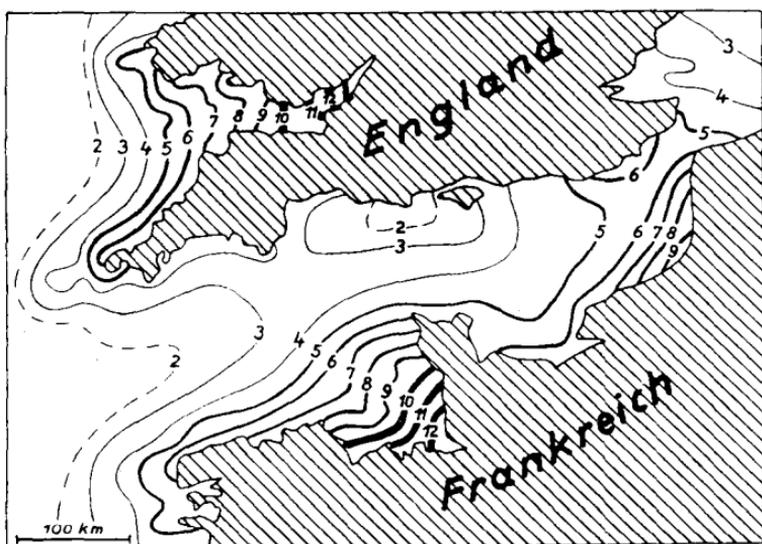


Abb. 6: Tidenhub (nach E. Gagel, Die sieben Meere, Westermann-Verlag, Seite 130, Abb. 72).

Die nagende Arbeit der Brandung wird stark gefördert durch die Gezeiten. Die im freien Ozean sich bildende Flutwelle läuft täglich zweimal von Westen in den Kanal, trifft sich unweit des Ostausganges mit der von Norden kommenden Flutwelle der Nordsee und läuft ebenso zweimal täglich als Ebbestrom wieder zurück. Dabei ist der Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasser, der Tidenhub, größer an der französischen als an der englischen Küste. Hier wirkt sich das für jede freie Bewegung auf der Erde geltende Gesetz aus, daß infolge der Erdumdrehung diese Bewegung auf der nördlichen Halbkugel nach rechts, auf der südlichen nach links abgelenkt wird. So beträgt der Tidenhub der Orte auf der französischen Seite rund das Doppelte von gegenüberliegenden Orten auf der englischen Seite. Am stärksten ist der Tidenhub in der spitz zulaufenden Bucht von St. Malo; hier erreicht er die beträchtlichen Werte von 12 und 14 m.

Gefährlicher für den Seemann als das regelmäßige Heben und Senken des Wasserspiegels sind die durch die Gezeiten verursachten Strömungen. Die Nautischen Handbücher für die Kanalschifffahrt sind voll von Warnungen vor diesen Strömungen, die an vorspringenden Landecken und den durch Inseln und Untiefen bedingten Wasserengen „mit der Geschwindigkeit eines galoppierenden Pferdes“ vorwärtsdrängen und gefährliche Stromversetzungen hervorrufen. Ihr unberechenbarer Wechsel bedeutet größte Gefahren. Sie werden durch die ebenso unberechenbar umspringenden Sturmwinde, wie sie vor allem im Winter furchtbare Kraft entfalten, und unsichtiges Wetter, tiefliegende Wolken und die häufigen Nebel, verstärkt. So versteht es sich leicht, daß der Kanal zu den gefürchteten Wasserstraßen gehört. Seine Küsten und Untiefen sind von Wracks besät, vor denen die Schifffahrtshandbücher ebenfalls nicht genug warnen können.

Die Gezeitenströme wirken auch an der Umgestaltung der Küsten mit. Sie verfrachten das abgetragene Gesteinsmaterial, lagern es an ruhigen Stellen ab und schaffen so die Sandstrecken für die Badeorte. Die Gezeitenströme dringen dazu in die Flußmündungen ein, bringen sie zum Versanden wie die Somme, die noch zur Römerzeit schiffbar war. In die Seinemündung läuft der Flutstrom bei Springflut wie ein schäumender Wasserwall den Strom hinauf.

Trotz dieser Hemmungen ist der Kanal immer eine der stärksten befahrenen Wasserstraßen der Weltmeere gewesen. Schon die Menschen der jüngeren Steinzeit müssen es verstanden haben, seine Gefahren zu überwinden. Zur Bronzezeit ist ein bedeutender Handel über den Kanal hinweg mit Kupfer, Zinn und Gold

festgestellt. Kühne Seefahrer sind die an den Küsten des Kanals um das Jahr 400 v. Chr. einwandernden Kelten geworden. Cäsar hat die in der Bretagne ansässigen Veneter besiegt und ihnen das Seefahren verboten, damit ihre Seeräuberei unterbunden. Er selbst hat den Kanal zweimal überschritten und die Römer auf die Gegenküste des alten Gallien hingewiesen, die in der Zeit des Kaisers Claudius zur römischen Provinz Britannia wurde. Wie Frankreich ist England römischer Kolonialboden gewesen, wenn auch in der geographisch bedingten Randlage. Immerhin hat Kaiser Constantius Chlorus in Eburacum, dem heutigen York, residiert. Sein Sohn Flavius Valerius, nachmals Konstantin der Große, zog von hier aus, um später Weltherrscher und erster christlicher Kaiser zu werden. In der Völkerwanderung sind die Kanalküsten von den seefahrenden Sachsen, den Vorläufern der Wikinger, heimgesucht worden. Ihre Raubzüge fanden erst ein Ende, als sie zusammen mit Angeln und anderen Gefolgschaften der Kimbrischen Halbinsel Süd-Ostengland in Besitz nahmen. Die bisherigen Einwohner, keltisierte Briten, wurden in die „Sackgassen“ Süd-Englands und Nord-Frankreichs, Cornwall und die Bretagne, zurückgedrängt. Sie haben dort ihre Eigenart, Sprache, Tracht, Lebensform bis heute erhalten.

Politische Bedeutung erhielten die Kanalküsten, als von den Wikingern selbst die Länder beiderseits des Meeresarms zunächst berannt und geplündert, dann besiedelt und beherrscht wurden. Die Erwerbung der Normandie 911 durch Herzog Rolf und die Eroberung Englands 1066 durch seinen Nachfahren Wilhelm den Eroberer sind die entscheidenden Ereignisse der Länder um den Kanal im Mittelalter. Die Normannen haben die Küsten des Kanals wirklich erschlossen und den Grund gelegt für ihre starke Besiedlung. Beide Küstenstriche sind heute gut bewohnt und ausgenützt. Seefahrt und Fischerei stehen naturgemäß an der Spitze der Beschäftigungsarten. Aber neben der bedeutenden Fischerei auf Makrelen, Heringe, Sardinen, dazu örtlich auf Austern, Krabben und Hummern, steht ein ausgedehnter Ackerbau, dem das milde Klima zugute kommt. Die südliche Lage — die Insel Wight liegt auf der geographischen Breite von Köln, St. Malo auf der von Straßburg — wird unterstützt durch den Einfluß des Ozeans und das verhältnismäßig warme Wasser des Golfstromes, der einen Ausläufer in den Kanal entsendet und „mit einem schwachen Atemzug“ die Nordsee erreicht. Begünstigt dazu durch die reichlichen Niederschläge und den frühzeitigen Eintritt des Frühlings gedeihen vorzügliche Gemüse, Frühkartoffeln und Blumen, besonders auf den Scilly- und den



Abb. 7: Gorey-Pier mit Mount Orgueil auf der Kanalinsel Jersey.

Kanalinseln. Auf der Insel Wight blühen südliche Gewächse, Kamelien, Myrthen, Magnolien, während Aprikosen und Wein im kühlen Sommer nicht reif werden.

Zur vollen Entwicklung gelangen diese günstigen Verhältnisse erst in neuerer Zeit. Das Mittelalter ist erfüllt von Kämpfen im und um den Kanal. Durch die Schlacht bei Hastings 1066 und die dadurch bewirkte Vereinigung der Normandie mit England wird der Kanal zum englischen Binnenmeer. Als vollends die west-französische Dynastenfamilie der Plantagenets 1154 den englischen Thron besteigt, beginnt jene Politik, durch die England versucht, die Randalage der britischen Inseln zu überwinden und die Länder beiderseits des Kanals zu vereinen. Rund drei Jahrhunderte währen im wechselvollen Hin und Her die Kämpfe zwischen England und Frankreich. Sie enden mit dem Rückzug der Briten auf ihre Insel und führen als entscheidendem Ergebnis zur Ausbildung der ersten und bedeutendsten Nationalstaaten unseres Erdteils, zur inneren Festigung der beiden Nationen, die berufen sein sollen, das politische Gesicht Europas zu prägen. In England und Frankreich sind — in späterer Zeit —

die Formen unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens geschaffen worden, die das freie Europa bis heute kennzeichnen: Parlamentarismus und freies Wahlrecht, Freihandel und freie Wirtschaft, überhaupt jene Formen menschlichen Gemeinschaftslebens, die wir unter politischer Freiheit verstehen. Der Weg dazu ist ein weiter gewesen. Den Wendepunkt bringt das 16. Jahrhundert. Amerika ist entdeckt. Die Lage hat sich entscheidend geändert. Nord-West-Europa ist nicht mehr das Ende der bewohnten Welt. Englands Randlage ist durch die Gunst der Verhältnisse überwunden. Der Kanal ist nicht mehr Grenze, die einen letzten Erdenraum vom Mittelpunkt abschließt: Der Kanal ist eines der Tore zur Welt, Ausgangsraum zur Weltschiffahrt und Weltherrschaft.

England hat diese Tatsache frühzeitig erkannt und mit bewundernswerter Folgerichtigkeit seine Politik darauf abgestellt. Im Jahre 1559 verliert das Inselreich seinen letzten Stützpunkt an der französischen Küste, Calais. Knapp 30 Jahre später vollbringt im Kanal die junge englische Flotte ihre erste große Leistung zur See. Am 8. August 1588 besiegen Sir Howard of Effingham und sein Vizeadmiral Francis Drake die „unüberwindliche Armada“ vor der Reede von Gravelingen. Es ist die erste moderne Seeschlacht, in der die Geschütze der Kriegsschiffe und nicht mehr ihre enternden Seesoldaten die Entscheidung herbeiführen. Dabei haben die Engländer durchaus anerkannt, daß nicht allein ihre Tapferkeit, Navigationskunst und artilleristische Überlegenheit den Erfolg gebracht haben. Die Denkmünze, die Königin Elisabeth schlagen ließ, trägt den berühmten Spruch: „Deus afflavit et dissipati sunt“: „Gott hat geblasen, und sie sind zerstreut worden.“ Stürme und die den Spaniern unbekanntesten Strömungen haben ihr gut Teil zur Niederlage der spanischen Flotte beigetragen.

Die Folgezeit sieht die Wandlung der englischen Politik, die von stärkstem Einfluß auf die Entwicklung unseres Kontinentes werden soll. Englands Weltstellung beruht künftig auf der Beherrschung der Meere. Die Kanalküste bildet die einzige, militärisch verwundbare Stelle des Inselreichs. Eifersüchtig wird die Herrschaft über ihn bewacht; „Rule the waves!“ vor allem im Kanal, ist das Losungswort. England hat in den folgenden Jahrhunderten seine Stellung erkämpft und behauptet, zunächst gegen Spanien, dann gegen Holland und schließlich gegen Frankreich. Der Kanal ist in dieser Zeit die am meisten umkämpfte Meeresstraße Europas, so wie es zur Zeit der Hansischen Seeherrschaft der Öresund zwischen Schweden und Dänemark war. Allein zwischen 1689 und 1815 sind mehr als die Hälfte aller



Abb. 8: Kreidefelsen des Falaise bei Etretat.

Jahre Kriegsjahre zwischen England und Frankreich gewesen. Der Kanal hat dabei die englische Stellung entscheidend geschützt. Er ist von keinem Heer überschritten worden; seit 1066 hat kein Feind den englischen Boden betreten. Zweimal ist die Invasion in England versucht worden. Im Siebenjährigen Kriege, als gleichzeitig mit dem Ringen zwischen Österreich und Preußen England und Frankreich um die Herrschaft in Nordamerika kämpften, hat Frankreichs Minister Choiseul im Jahre 1759 den Versuch unternommen, von Boulogne aus nach England überzusetzen. Denselben Versuch hat Napoleon 1803 gemacht, als er im Kampfe gegen das übrige Europa die englische Seemacht ausschalten wollte. Beide Unternehmen sind fehlgeschlagen.

Im 19. Jahrhundert wird der Kanal zur bedeutendsten Wasserstraße der Erde. Durch seine Wasser fahren die großen Überseedampfer zu den Welthäfen West- und Mitteleuropas, nach London, Antwerpen und Rotterdam, nach Hamburg und Bremen. Im Kanal beginnen die Fahrten zum Kampf um das Blaue Band, den Siegespreis für die schnellste Überquerung des Atlantiks. Die Kanalhäfen werden Stationen für diesen Weltverkehr: Le Havre und Cherbourg auf der französischen, Southampton, Portsmouth und Plymouth auf der englischen Seite. Der Fährverkehr von

Calais, Boulogne, Dieppe, Ostende nach Dover, Folkestone, Newhaven wird ausgebaut. Pläne zur Untertunnelung des Kanals werden entwickelt; sie werden von Ingenieuren ausgearbeitet, die darauf hinweisen, daß die zu überwindende Entfernung wenig mehr beträgt als die Länge des Simplon-Tunnels — die Straße von Dover ist 31 km breit und bis zu 63 m tief, mit Untiefen dazwischen, so daß zwei Fahrtrinnen entstehen, der meist befahrene Dover-Kanal im Norden, der Pas de Calais im Süden. Die Pläne scheitern stets am Widerstande der britischen Militärs und der öffentlichen Meinung, mehr wohl aus psychologischen als aus technischen Überlegungen heraus. Man fürchtet jenseits des Kanals weniger die tatsächliche als die psychologische Wirkung einer Landverbindung unter dem Kanal hindurch.

Die beiden Weltkriege bedeuten geschichtlich gesehen einen Rückschlag in dieser Entwicklung. Noch einmal bilden die Landschaften südlich des Kanal wichtigste Kriegsschauplätze der europäischen Nationen. Noch einmal taucht im zweiten Weltkrieg der Gedanke einer Landung in England auf, und umgekehrt: die Invasion an Frankreichs Küste führt zur Entscheidung. Die Ausweitung des Ringens über die ganze Erde bringt den Abschluß dieser und das Anbrechen einer neuen Zeit. Der Kanal ist keine „Straße der Entscheidungen“ mehr. Mit Luftverkehr und Raketenbau ist die Entwicklung über seine Bedeutung hinweggeschritten. Heute ist der Kanal die leicht zu überwindende Verbindungsstraße zwischen befreundeten Nationen, ebenso wie es der schon erwähnte Öresund in früherer Zeit wurde. Der Besucher der Kanalküsten aber geht den Spuren nach auf einem Boden, an einer Wasserstraße, an deren Ufern sich ein gut Teil des europäischen Schicksals entschieden hat.

Aus unserer Postmappe:

Frankfurt/Main, 11. 5. 60

. . . Zum 8. Male sende ich Ihnen heute meine Anmeldung zu einer Ihrer schönen Reisen, und ich möchte die Gelegenheit gern benutzen, einmal nicht nur den Reiseleitern, die stets ihre Persönlichkeit und ihr reiches Wissen für das volle Gelingen der Fahrt eingesetzt haben, meinen Dank auszusprechen, sondern auch Ihnen zu danken für die unermüdliche Arbeit, mit der Sie ihren „Reisegefährten“ Freude und Genuß, Anregung und Bildung verschaffen, in einer Weise, wie es dem Einzelnen allein niemals möglich sein würde.

Ich freue mich auf die Reise „Zu den nordischen Hauptstädten“, zu der ich soeben meine Anmeldung sende, und bin fest überzeugt, daß sie nicht nur organisatorisch, sondern namentlich auch durch das Niveau der Führung wieder hohen Genuß bieten wird.

Mit den besten Grüßen dankt Ihnen und Ihrer Frau

Ihre Dr. A. E.

MEGALITHKULTUR

„Neuerdings hat der moderne Mensch seine Aufmerksamkeit den Megalithen zugewandt, die sich durch ihre Größe und auffallende Lage fortwährend auch den Altertumsforschern anboten, die aber keine Notiz von ihnen nahmen. Jetzt bezahlen wir die Strafe für diese Unaufmerksamkeit, indem wir nur noch wenige zum Erforschen vorfinden, und werden hart bestraft, weil sie, ohne Vorsicht oder schriftliche Aufzeichnung, mehr oder weniger ausgeplündert worden sind.“ Diese Sätze sind nicht etwa Stoßseufzer eines Vorgeschichtsforschers unserer Tage, sondern sie stammen aus dem Jahre 1853 und aus der Feder von Dr. Fr. Lukis, der auf den britischen Kanalinseln zusammen mit seinem Bruder, dem ehrwürdigen Reverend W. C. Lukis, Altertumsforschung auf eigene Faust betrieb.

Unter „Megalithen“ verstand Dr. Lukis die aus großen Steinblöcken aufgebauten steinzeitlichen Gräber, die man damals in romantischer Verklärung als Riesen- oder Hünenbetten benannte, gelegentlich auch für Krönungsstätten sagenhafter Könige hielt. Bei der Untersuchung dieser Megalithen kam Dr. Lukis zu dem heute noch im großen und ganzen gültigen Ergebnis, daß sie Grabanlagen waren, die der Jüngeren Steinzeit angehörten, da sie neben zahlreichen menschlichen Skelettresten als Beigaben nur Tongefäße und Tierknochen, aber keine Gegenstände aus Metall enthielten.

Noch eine zweite Beobachtung konnte der tüchtige Laienforscher machen: die „Megalithen“ von Nordfrankreich, besonders der Bretagne, den Kanalinseln, Cornwall und Wales wiesen so viele gemeinsame Züge auf, daß man annehmen mußte, sie seien von *einem* Volk erbaut und benutzt worden. In der Tat reichte diese vorgeschichtliche Kultur also über den Kanal hinweg, und man mußte annehmen, daß diese Wasserstraße kein Hindernis für die Ausbreitung der Kultur war, mit anderen Worten, daß die Erbauer der Megalithgräber Seefahrer gewesen sein mußten.

Noch ein dritter Schluß drängte sich auf. Die genannten Landschaften, Bretagne auf französischem, Cornwall und Wales auf englischem Territorium, waren damals wie heute dadurch besonders eng zusammengeschlossen, daß dort sehr ähnliche keltische Sprachen, das Bretonische, Cornische und Walisische gesprochen wurden. Was lag also näher als anzunehmen, diese Megalithen seien von den *Kelten* erbaut worden. Und da man aus antiken Schriftstellern von der ausgezeichnet organisierten

Priesterkaste der Druiden wußte, so wurden die Megalithen, besonders die Großanlagen, von denen wir gleich noch zu berichten haben, als „Druidenheiligtümer“ angesprochen.

Diese Meinung ist noch heute diesseits und jenseits des Kanals weit verbreitet. Und doch ist sie falsch, wie die Forschung bewiesen hat, die ja in den letzten hundert Jahren nicht stehen blieb, sondern einen ungewöhnlich großen Aufschwung genommen hat.

Die Zuweisung der Erbauung der Megalithdenkmäler an die Kelten scheidet an zwei Tatsachen: einmal daran, daß diese Megalithdenkmale weit über den Bereich hinausgehen, in dem je Kelten historisch nachweisbar sind, zum anderen an der Tatsache, daß sie der Steinzeit bzw. beginnenden Bronzezeit angehören, in diesem Falle etwa der Zeit von rund 2200—1800 v. Chr., und daß wir von Kelten streng genommen erst vom 6. vorchristlichen Jahrhundert ab sprechen können. Es sind zwar Bestrebungen besonders in der süddeutschen Vorgeschichtsforschung im Gange, auch schon in der älteren Eisenzeit, also etwa von 800 v. Chr. ab oder gar noch früher von „Urkelten“ zu sprechen, aber selbst dann kommen wir nicht in die noch einmal 1000 Jahre früher liegende Epoche der Megalithen zurück. Auffallend bleibt allerdings, daß sich ein bestimmter Zweig der Megalithkultur, die sich in ihrer ganzen Ausdehnung von Skandinavien über Norddeutschland, Irland, Südengland, Bretagne, Atlantikküste Europas, nordafrikanische Küste des Mittelmeeres bis Palästina und nach Westasien verfolgen läßt, nämlich der in der Bretagne, Süd- und Westengland und Irland, den wir den nordatlantischen Zweig der Megalithkultur nennen können, durch viele gemeinsame Züge enger zusammenschließt und daß gerade in diesem Raum auch ein besonderer Zweig des Keltentums sich manifestiert, u. a. dadurch, daß sich keltische Sprache und Tradition hier besonders stark gehalten haben. Man kann dies nur so erklären, daß der Kern der Bevölkerung, der einst die nordatlantische Megalithkultur geschaffen hat, vorwiegend durch die Übernahme der keltischen Sprache „keltisiert“ worden ist, im übrigen aber die alte Verbundenheit über den Kanal hinweg beibehielt, was sich besonders deutlich auch darin zeigte, daß beim Vordringen der Angeln und Sachsen im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. im Süden Englands ein Teil der keltischen Bevölkerung nach Armorika, wie die Bretagne vorher hieß, auswanderte und von der „Grande Bretagne“ den neuen Namen für Armorika, nämlich „Bretagne“ mitbrachte.

Doch kehren wir nun zu der Megalithkultur zurück und zu den bekanntesten Monumenten, die vor allem auch den Nichtfach-



Abb. 9: Das Steinkreisheiligtum von Stonehenge aus der Vogelschau.

mann wegen ihrer eigentümlichen Erscheinung besonders interessieren, den großen Steinmalen diesseits und jenseits des Kanals. Zwei Namen sollen hier vornehmlich als Beispiel genannt werden, weil sie immer mehr auch die moderne Touristik anziehen: Carnac und seine gewaltigen Steinalleen, im Département Morbihan in der Bretagne gelegen, und die Ebene nördlich von Salisbury in der Grafschaft Wiltshire mit dem monumentalen *Stonehenge*.

Stonehenge, meist mit „hängender Stein“, sinngemäß besser mit „Steingehege“ zu übersetzen, liegt in der windumtosten Ebene von Salisbury in der Nähe des Flusses Avon. Die gewaltige Anlage, die im letzten Jahrzehnt erneut durch den englischen Vorgeschichtsforscher Prof. St. Piggott untersucht und unter erheblichem Kostenaufwand soweit als möglich durch Aufrichten umgestürzter Steine ergänzt wurde, ist ein so imposantes Monument, daß sich niemand ihrem gewaltigen Eindruck entziehen kann.

So kommt es auch, daß in den Beschreibungen, die meist von enthusiastischen Nichtfachleuten stammen, die Einmaligkeit die-

ser Anlage besonders hervorgehoben wird. Doch ist dem keineswegs so!

Stonehenge ist nur ein, allerdings verhältnismäßig gut erhaltenes, wegen seiner Umbauten auch kompliziertes, durch seine Ausmaße besonders imponierendes Beispiel einer Megalithanlage. Um die Anlage in ihrer heutigen Form zu verstehen, fassen wir am besten das kurz und vereinfacht zusammen, was die jüngste Untersuchung durch Piggott ergeben hat.

Die älteste Anlage von Stonehenge, die mindestens um 1800 v. Chr. anzusetzen ist, bestand aus einem kreisförmigen Rundwall mit Graben von etwa 100 m Durchmesser, der im Nordosten einen Zugang hatte. In einiger Entfernung von diesem Zugang stand auf einem deutlich erkennbaren breiten, von Gräben zu beiden Seiten eingefassten Weg, der sogenannten Avenue, ein großer Menhir *), der sogenannte Heel-Stein. Innerhalb dieses Rundwalles waren 56 Gruben in ringförmiger Anordnung ca. 1 m tief ausgehoben worden, die man nach einem der ersten Beobachter dieser Gruben die Aubrey Holes nennt. Es ist doch wohl anzunehmen, daß sie für die Aufnahme von Steinen oder Holzpfehlen bestimmt waren, aber man hat in den nächsten Jahrzehnten mit dem Bau eines doppelten Steinkreises begonnen mit einem Innendurchmesser von ca. 23 m, der äußere Steinkreis war ca. 2 m davon entfernt. Trotzdem auch diese Anlage nicht fertiggestellt wurde, ist das Erstaunlichste an diesem Unternehmen, daß diese Steine, „Blausteine“ genannt, aus verschiedenen Varietäten von Basalt, wie Dolerit und Rhyolith bestehen. Dies

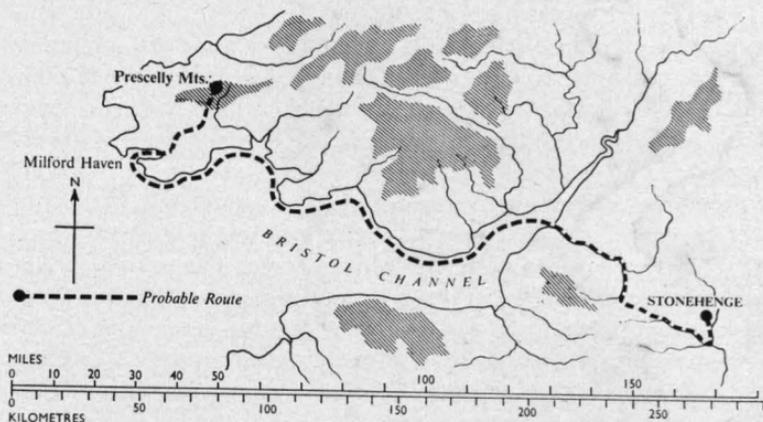


Abb. 10: Transportweg der „Blausteine“ (nach R. J. C. Atkinson, Stonehenge and Avebury, S. 56).

*) Menhir, breitanisches Wort, eigentlich Langstein = aufgerichteter Stein.

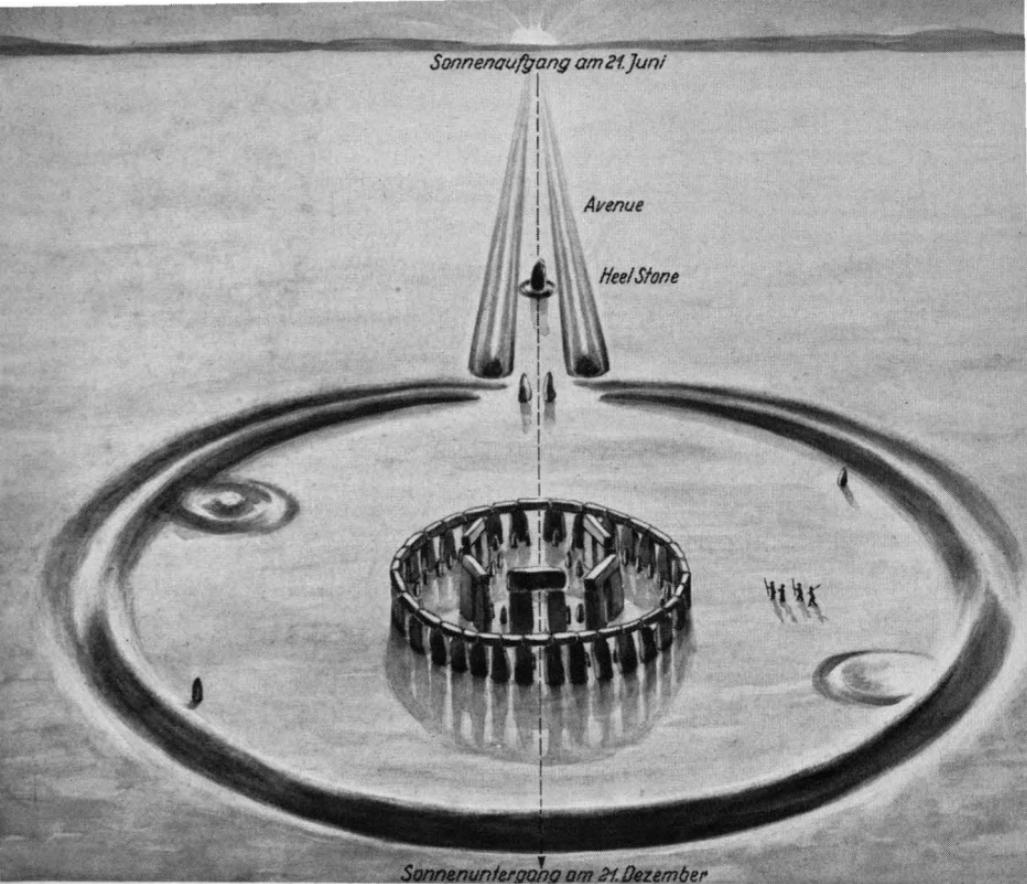


Abb. 11: Rekonstruktion des Heiligtums von Stonehenge.

ermöglichte der englischen Feldgeologie eine genaue Ortsbestimmung dieses für den Bau von Stonehenge verwendeten Materials. Die gewaltige Überraschung war: es kann nur aus der Landschaft Pembrokeshire in den Ausläufern der Cambrischen Berge in Südwestwales in der Umgebung von Milford Haven stammen! Diese aber sind in der Luftlinie von Stonehenge ca. 200 km entfernt, das bedeutet, daß die Steine auf einer Weg- bzw. Seestrecke von rund 350 km herbeitransportiert werden mußten. Sie besitzen zum Teil ein Einzelgewicht von mehreren Tonnen.

Übrigens hat man offenbar kleinere „Blausteine“ auch zum Bau von frühbronzezeitlichen Grabhügeln verwendet, denn schon der große schwedische Vorgeschichtsforscher Oscar Montelius hat diese Tatsache zur Datierung der Stonehenge-Anlage verwendet, da zu keiner anderen Zeit Blausteine in der Umgebung von Stonehenge mehr verwendet wurden.



Abb. 12: Die Trilithen von Stonehenge.

Bevor jedoch die Anlage des Doppelsteinkreises vollendet war, wurden neue, größere Steinblöcke herbeitransportiert, diesmal aus Sandstein, der aus der näheren Umgebung, allerdings immer noch aus den rund 30 km entfernten Marlborough Downs stammen. 30 riesige Steinblöcke, deren größte heute noch 9 m hoch und rund 50 Tonnen schwer sind, bildeten einen nahezu geschlossenen Steinkreis. Die nach innen gekehrten Seiten waren ganz glatt. Nach oben wurde dieser Steinkreis ringsum durch Quersteine abgeschlossen. Innerhalb dieses Kreises standen noch einmal 5 Doppelsteine mit Quer„balken“, die man Trilithen nennt. Diese 5 Trilithen bildeten ein offenes Hufeisen nach dem Eingang der Gesamtanlage hin. Zwischen Steinkreis und Trilithen waren die kleineren Bausteine ebenfalls zu einem Steinkreis vereinigt worden, und ebenso wiederholte sich das Hufeisen der Trilithen noch einmal in Blausteinen.

Schließlich markierten noch zwei größere Menhire den Eingang über den Graben, und wenn man vom Mittelpunkt der Gesamtanlage über die Achse des Hufeisens zwischen den Wächtersteinen am Eingang zum Heel-Stein schaute, so sah man am Sommersonnwendtag die Sonne genau über dem Heel-Stein aufgehen, wenigstens in der Zeit zwischen 1900 und 1500 v. Chr., wie der kgl. britische Astronom Sir Norman Lockyer berechnete. Dies bedeutet, daß die Gesamtanlage von Anfang an „geortet“

war, was gar nicht überraschen kann, da man damals wie auch noch im Mittelalter keinen größeren Bau einfach „planlos“ in die Gegend stellte (Ausrichtung der christlichen Kirchen!). Keineswegs aber ist diese Ortung etwa ein Beweis, daß Stonehenge eine astronomische Beobachtungsstation war, denn dazu hätte es dieses Aufwandes der späteren Anlagen nicht bedurft. Doch hatte schon Montelius darauf hingewiesen, daß nach alter Überlieferung die Bevölkerung der Umgebung sich zum Fest der Sommer Sonnenwende im Stonehenge versammelte, eine Sitte, die heute von dem in England 1781 gegründeten Druiden-Orden wahrgenommen wird.

Doch bevor wir uns noch weiter mit der Deutung dieser Anlage beschäftigen, soll nochmals festgestellt werden, daß dieses Monument zwar in seiner Größe und Erhaltung einzigartig, aber keineswegs in seiner Anlage einmalig ist. In der gleichen Grafschaft Wiltshire liegt in der Nähe des Dorfes Avebury ein sehr ähnlicher Rundwall mit zwei nebeneinander liegenden Steinkreisen, von denen ebenfalls zwischen 1930 und 1939 wieder eine Anzahl in die alten Löcher eingeschoben und aufgerichtet werden konnten. Eine dritte Anlage in Wiltshire, Woodhenge genannt, ergab eine Anhäufung von sechs konzentrischen Kreisen, die allerdings durch Holzpfosten markiert waren. Die früheste Gesamtdarstellung von Fergusson nennt für die britischen Inseln, wohl einschließlich Irlands, noch rund 200 „stonecircles“, und wenn auch nicht alle einer kritischen Nachprüfung standhalten, so sind sie doch zumindest noch im 19. Jahrhundert sehr zahlreich gewesen. Von weiter entfernten Parallelen sei auf die großartigen Megalithkreise von Malta verwiesen (s. Die Karawane H. 9, S. 13), doch müssen wir nun noch auf den zweiten großen und bedeutenden Fundplatz Carnac im Dep. Morbihan, Bretagne, eingehen.

Auf den ersten Blick und bei nur flüchtigem Besuch kann man allerdings die Verbindung zwischen Carnac und Stonehenge nicht erkennen. Denn was bei Carnac in die Augen springt, sind die gewaltigen, oft über 1 km langen Steinalleen, bei denen die Menhire zu Tausenden in Reihen nebeneinander (bis zu 13 Parallelreihen) durch das leicht wellige bretonische Land ziehen, scheinbar einem unbekanntem Ziel entgegen. Aber die Forschung hat längst erwiesen, und hier ist der Name des Laienforschers Z. Le Rouzic aus Carnac sehr ehrenvoll zu nennen, daß am Ende, manchmal auch am Anfang dieser Steinalleen oder Alignements, wie der französische Name dafür lautet, ein *Steinkreis* gelegen hat, dessen Spuren oft noch zu sehen sind. Besonders bei den kleineren Anlagen wie St. Pierre auf Quiberon oder

Kerzhero bei Erdeven sind diese manchmal etwas exzentrisch und abseits liegenden Steinkreise deutlich erkennbar. Man nannte sie früher gerne Cromlechs, doch ist dieser aus dem Bretonischen stammende Name, der wörtlich „Krummstein“ übersetzt werden muß, nicht zutreffend und wird daher besser aufgegeben.

Es gibt Steinkreise von gewaltiger Ausdehnung in der Bretagne, doch sind sie selten so gut ausgebaut wie der beim Alignement von Kermario, den der Verf. vor zwanzig Jahren näher untersuchen konnte. Dabei zeigte es sich, daß der Steinkreis am Ende eines großen Alignements ursprünglich ähnlich wie die Anlage von Stonehenge ein ganz geschlossener war, d. h. daß sogar die Zwischenräume zwischen den großen Steinblöcken durch kleinere Steine ausgefüllt worden waren. Das konnte nur dann einen Sinn gehabt haben, wenn man einen völlig abgeschlossenen Raum, dessen Inneres nach außen ganz unsichtbar bleiben sollte, herstellen wollte. Das scheint auch bei Stonehenge innerhalb des äußeren Steinkreises der Fall gewesen zu sein, denn die Lücken zwischen den großen Sandsteinblöcken waren leicht durch kleinere Steinbrocken zu schließen. Diese Technik beherrschten die Leute der Megalithkultur übrigens ausgezeichnet, da sie solche „Füllungen“ ständig beim Bau der großen Gräber anwandten.

Bevor wir uns nun noch der Deutung dieser Megalithmonumente zuwenden, sei noch einmal festgehalten, daß wir es in dem ganzen Raum zwischen Irland—Südengland—Bretagne mit gleichartigen Anlagen der späten Jungsteinzeit bzw. frühen Bronzezeit zu tun haben, die hauptsächlich aus Steinkreisen aus Menhiren bestehen, die geortet sind — bei den Steinalleen der Bretagne ist dies auch seit langem bekannt —, wobei die auf die Steinkreise zuführenden Straßen in der Bretagne durch Steinalleen besonders markiert sind, während z. B. bei Stonehenge nur ein durch Gräben eingefasster Weg vorhanden ist.

Die Frage, ob Menschen der Steinzeit in der Lage waren, solche Steinblöcke über weite Strecken zu transportieren und aufzurichten, darf ohne weiteres bejaht werden. Wenn der Menhir von Locmariaquer, Men-er Groach genannt, mit einer Länge von genau 20,30 m, einem Inhalt von rund 134 1/2 cbm und einem Gewicht von rund 350 000 kg an Ort und Stelle gebracht und aufgerichtet werden konnte — er ist inzwischen allerdings durch Sturz zerstört worden —, so war dies eine technische Leistung, die sogar der vielgerühmten Aufrichtung der „Nadel der Kleopatra“ auf dem Place de la Concorde in Paris gleichkommt, die nur wenig höher, nämlich 23,57 m ist, dafür aber ein geringeres Gewicht hat. Man verstand es in der Steinzeit ausgezeichnet, auch gewaltige Steinblöcke mit Hilfe von Holzstäm-



Abb. 13: Steinallee bei Carnac.

men zu transportieren und mit geschickt geführten Hebeln aufzurichten. Man mußte allerdings für jeden einzelnen Menhir vorher ein Steinbett vorbereiten, in den man den Stein hineingleitend ließ. Dazu waren übrigens nur wenige geschickte Männer notwendig, durchaus keine gewaltigen Menschenmassen, wie dies gerne bei phantasievollen Rekonstruktionszeichnungen gezeigt wird. Der schon genannte Forscher Z. Le Rouzic hat mir vor dem Kriege erzählt, daß er mit wenigen Bauern aus Carnac zahlreiche Menhire von vielen Tonnen Gewicht aufgerichtet hat, ebenfalls nur mit Hebeln und ohne moderne Kranen.

Wer aber war in der Jungsteinzeit der technisch so hoch begabte „Man“? Zunächst kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß es die Träger der nordatlantischen Megalithkultur gewesen sind. Wenn auch gelegentlich Funde die Anwesenheit des sogenannten „Bechervolkes“ am Ende der Steinzeit in diesem Bereich beweisen, so ist doch die Annahme viel näher liegend, daß die gleichen Leute, die so gewaltige Megalithgräber, wie den Table des Marchands dicht neben dem oben erwähnten riesigen Menhir erbauen konnten, auch die Erbauer der Steinkreise und Alleen waren. Allerdings müssen wir eine straffe soziale Gliederung für den Bau so gewaltiger Anlagen voraussetzen, und die war in der Zeit der frühen Bronzezeit, der sogenannten Fürstenhügel, gegeben.

So kommen wir auch aus ganz anderen, nämlich soziologischen Gründen, zu einer Datierung der großen Steinmale in die frühe Bronzezeit (1800—1500 v. Chr.).

Diese Träger der nordatlantischen Megalithkultur waren, das haben wir schon früher festgestellt, Seefahrer. Sie haben ohne Zweifel schon damals sehr wertvolle Rohstoffe, nämlich Zinn und Kupfer, im Land gewonnen und sehr weit verhandelt. Wenn auch die Anregung zu diesem Tauschhandel vom Mittelmeerraum ausgegangen ist — man denkt hier besonders an die karthagischen Punier und die griechischen Mykener als Handelspartner —, so ist doch durchaus nicht ausgeschlossen, daß auch von der Bretagne und von der englischen Küste aus Seefahrer nach dem Mittelmeer gefahren sind. Sie haben dort gewaltige Steinbauten gesehen (z. B. die als Schatzhaus des Atreus bezeichnete Grabanlage) und haben diese Anlagen auch in ihrem Heimatgebiet nachzuahmen versucht. Das könnte erklären, daß so manche Anlage halbfertig liegen blieb oder auch wieder abgeändert wurde, außerdem scheint diese Annahme wahrscheinlicher, als die von britischen Forschern vertretene Hypothese von „wandernden Missionaren“ der Megalithkultur.

Der gewaltige Aufwand, den der Bau dieser Steinmale in der Steinzeit erforderte, die Tatsache, daß es sich um eine großartige Gemeinschaftsleistung nach ebenso großartiger Planung handelt, daß bis in unsere Zeit hinein diese Denkmale entweder als „verrufen“ galten — mehrere Konzile hatten offizielle Verbote des Kultes von Steinen erlassen müssen —, oder aber als mit magischer Kraft erfüllt angesehen und zu allerlei abergläubischen Handlungen dienten, beweist zur Genüge, daß es sich um heilige Stätten der Vorzeit handelt. Mögen auch später dort Bestattungen vorgenommen worden sein — Grab und Tempel oder Kirche gehören nun einmal räumlich zusammen —, Stonehenge und die Steinkreise der Bretagne waren ebenso wie die Steinkreise auf Malta Kultstätten, in denen das „Heilige“ verehrt wurde. Die Ausrichtung nach Linien, die mit der Beobachtung des Sonnenstandes zusammenhängen, beweist, daß die Sonnenrechnung damals schon neben der älteren Mondrechnung bestand, vielleicht eben erst aufkam bzw. durch die berühmten Becher- oder Streitaxtleute eingeführt wurde.

Wir müssen uns hier mit diesen allgemeinen Feststellungen begnügen. Doch wird es einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben, aus der Fülle der Überlieferungen, die sich an die Megalithdenkmale der Bretagne und Südenglands knüpfen, gewisse „Archetypen“ herauszuholen, die uns wesentlich mehr über den Sinn dieser gewaltigen Steinmale der Vorzeit aussagen werden.

DER URSPRUNG DER KELTEN

Die ältesten Nachrichten von den Kelten, dem indogermanischen Großvolk Westeuropas, verdanken wir den Griechen, die sich bereits im 6. Jahrhundert v. Chr. nach der Gründung der Kolonie Massilia an der Rhonemündung Rechenschaft über den durch einheitliche Sprache gekennzeichneten Stämmebereich zu geben suchten; die Überlieferung verbindet sich vor allem mit den Namen des Hekataios von Milet und des Vaters der Geschichte, Herodot von Halikarnassos, dessen Berichten eine ältere, von Seefahrern Massilias gewonnene Kunde vorausgeht. Von der Begegnung zwischen Griechen und Kelten im 6./5. Jahrhundert v. Chr. zeugen auch zahlreiche Funde griechischer Importwaren, Keramik und Bronzearbeiten in den Hügelgräbern Südwestdeutschlands, der Schweiz und Nordostfrankreichs, die für die Zeitbestimmung keltischer Fundgruppen von grundlegender Bedeutung sind; eine weitere Stütze in dieser Hinsicht bilden die in keltischen Fürstengräbern des 5. Jahrhunderts v. Chr. gefundenen etruskischen Bronzekannen, die auf enge Beziehungen zwischen dem keltischen Bereich und dem Kerngebiet des etruskischen Städtebundes in der Toskana deuten.

Unter den starken mediterranen Einflüssen wandelte sich im frühkeltischen Bereich der süddeutschen Hallstattkultur die gesellschaftliche Ordnung zusammen mit den Formen in Ton und Bronze. In fürstlichen Werkstätten gelangte man bald zur Beherrschung griechischer und etruskischer Technik, die man für die Ausbildung eines charakteristischen eigenen Stils nutzte. Dabei wirkten von Osten wesentlich beträchtliche Anregungen aus der thrakisch-kimmerisch-skythischen Formenwelt mit, der künstlerische Prinzipien wie Torsion und Inversion, vor allem deutlich in der drehend bewegten Ornamentführung, und Tierstilmotive verdankt werden; in diesen Zusammenhang gehört auch die auffallende Bereicherung von Schmuckformen für Pferdegeschirr und Wagen, die zur fürstlichen Ausstattung gehörten. Mittelpunkte dieser reichen Entwicklung waren mächtige Herrenburgen, die, mit Türmen und hohen Lehmziegelmauern gesichert, den Reichtum der fürstlichen Herren und der ihnen eigenen Werkstätten schützten. Der Befund erlaubt die Feststellung, daß sich in dieser Zeit, die wir nach dem Fundort La Tène am Zihl (Westschweiz) als La-Tène-Periode bezeichnen, die Anfänge einer mitteleuropäischen Zivilisation abzeichnen. Auf die im 5. Jahrhundert v. Chr. beginnende La-Tène-A-Stufe,

die durch Fürstenhöfe und Fürstengräber bestimmt ist, folgt im frühen 4. Jahrhundert v. Chr. die sogenannte B-Stufe der La-Tène-Kultur, die bis in das 2. Jahrhundert v. Chr. dauert und schließlich von der späten La-Tène-Periode abgelöst wird. In der mittleren La-Tène-Zeit verbreitete sich der neue Stil aus dem Bereich der Fürstensitze im keltischen Volk, so daß wir von einer Kultur der breiten Massen sprechen dürfen. Der Befund weist auf erhöhte Ansprüche in der Bevölkerung, deren Wachstum neue Siedlungsgebiete erforderte, und auf eine kulturelle Uniformierung des Keltengebietes im Sinne der während der La-Tène-A-Stufe begründeten Zivilisation. In diesem Zusammenhang erfolgt die weiteste Ausdehnung der Kelten, die nunmehr in der griechischen Überlieferung als das größte Volk nach den Indern bezeichnet werden.

Angelockt durch die reichen Schätze der Mittelmeerkulturen und ihrer Randgebiete, stießen keltische Stämme in jene Gebiete vor, von denen einst die Anregungen zur La-Tène-Kultur ausgegangen waren. Zu Beginn des 4. Jahrhunderts v. Chr. setzten die keltischen Wanderungen nach Italien ein, die zur Keltisierung Oberitaliens führten, nachdem alle Versuche, den reichen Süden zu erobern, fehlgeschlagen waren. Stationen dieses Weges sind die vergeblichen Belagerungen etruskischer Städte, die Plünderungen Roms 387/386 v. Chr., dessen befestigtes Capitol jedoch allem Ansturm widerstand, und die Raubzüge keltischer Scharen bis nach Unteritalien und Sizilien, wo der Tyrann Dionys von Syrakus keltische Söldner in seinen Dienst nahm und mit ihnen die Spartaner gegen die Thebaner unterstützte. Neue keltische Vorstöße folgten zu Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. Trotz des römischen Sieges bei Sentinum (295), wo die Römer zum ersten Mal keltische Wagengeschwader kennenlernten, blieb die Bedrohung Italiens bestehen. Die Angriffskraft der in der

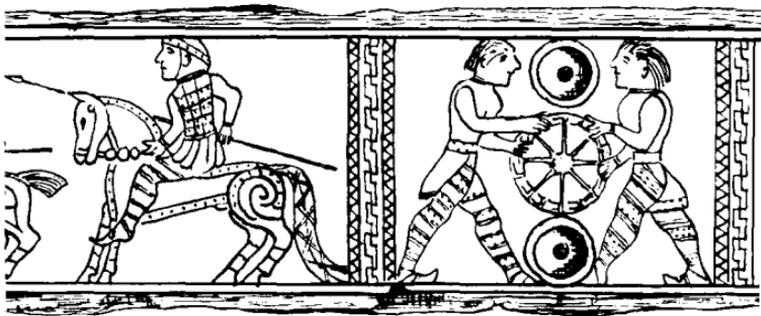


Abb. 14: Keltische Reiterkrieger auf der Schwertscheide von Hallstatt in gestreiften Hosen (nach Moreau, Taf. 8).

Po-Ebene niedergelassenen und durch Zuzüge verstärkten Kelten wurde erst durch die Schlachten von Telamon und Clastidium (325/23 v. Chr.) gebrochen. Im Bild, das Properz von dem keltischen Gaesatenkönig Virdomarus bei Clastidium entwirft, ist die Erinnerung an einen Keltenfürsten der La-Tène-Zeit festgehalten: der Keltenführer erscheint als lanzenkämpfender Wagenfahrer mit gestreiften Pumphosen, wie sie auch die keltischen Reiterkrieger auf der Schwertscheide von Hallstatt tragen.

Für die keltische Expansion in den donauländisch-balkanischen Raum, dem Gebiet illyrischer und thrakischer Stämme, in dem sich außer den Skythen auch andere nordiranische Kräfte auswirkten, bot die während der Späthallstatt-Zeit erfolgte Besiedlung von Noricum (Kärnten/Steiermark) eine wichtige Ausgangsstellung; sie richtete sich gegen die pannonische Ebene (Ungarn). Noch im 5. Jahrhundert waren keltische Kräfte über Böhmen und Mähren gegen das erzeiche Siebenbürgen vorgezogen. Ihr Vorstoß läßt sich nach den Fundgruppen des frühen La-Tène-Stils bis in das Küstengebiet des Schwarzen Meeres verfolgen, dem Lebensraum der Skythen, mit denen keltische Teilkräfte die Keltskythen bildeten. Auch im Bereich der thrakischen Geten am Westufer des Schwarzen Meeres ist der starke Einfluß der La-Tène-Kultur zu beobachten. Nach der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. begegnen wir Kelten im Bündnis mit den Makedonen gegen illyrische und thrakische Kräfte; dazu fügen sich außer den zahlreichen Funden im La-Tène-Stil auch keltische Sprachspuren im donauländisch-balkanischen Raum, zu denen die Bezeichnung der Flüsse Drau und Save gehört. Eine Steigerung der keltischen Ausgriffsbestrebungen zeichnet sich seit Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. ab. Diese zielten über das Thrakerland hinaus auf Griechenland und Kleinasien. Wohl hatte der makedonische König Lysimachos während seiner Regierungszeit den Ansturm zunächst aufhalten können; doch fiel sein Nachfolger Ptolemaios Keraunos 279 v. Chr. im Kampf gegen die starken Kräfte, die das Land plünderten, bis sie von den Makedonen wieder zurückgeworfen wurden. Eine andere Keltengruppe hatte 280 v. Chr. Griechenland erreicht, wo sie trotz tapferer Gegenwehr bis Delphi vordringen konnte. Der Keltensieg des Antigonos Gonatas 277 v. Chr. in Thrakien beseitigte zwar die ärgste Gefahr, doch blieben die Kelten ein Machtfaktor im Thrakerland, nachdem sie das Reich von Tylis gegründet hatten. Die Herrschaft dieses Königreiches, dessen Schwerpunkt bei Adrianopel lag, führte sogar zur Tributpflicht von Byzanz. Die Restkräfte des bis Delphi vorgedrungenen Keltentheeres wandten sich gegen das Bosphorusgebiet, wo sie von den

kleinasiatischen Königen Nikomedes von Bithynien und Mithradates von Pontos im bithynischen Erbfolgekrieg zu Hilfe gerufen wurden. Doch machten sich die Söldnerscharen selbständig und durchzogen plündernd Kleinasien, bis sie 275/74 v. Chr. in der berühmten Elefantenschlacht von Antigonos Soter niedergeworfen wurden. Auf der dünnbesiedelten Hochebene Phrygiens, die nach ihnen Galatien benannt wurde, wies ihnen Antigonos neue Wohnsitze an. Diese Galater blieben ein Unruhefaktor in Kleinasien, bis ihre Macht von den Pergamenerkönigen Attalos I. (230 v. Chr.) und Eumenes II. (184 v. Chr.) in mehreren siegreichen Schlachten gebrochen wurde. Der Erinnerung an die Siege der Herren von Pergamon galt der berühmte Altar von Pergamon, in dessen Bereich die Standbilder von Galatern aufgestellt waren, darunter „Der sterbende Gallier“ und „Der Gallier und sein Weib“. Damit war das hellenistische Bild des Kelten geschaffen, das lange in der antiken Kunst nachwirkte. Ebenso bedeutsam wie die keltischen Vorstöße in die Mittelmeerwelt, in den donauländisch-balkanischen Raum und nach Kleinasien ist die Expansion des Keltentums nach Westen, die älteren Zügen frühkeltischer Scharen folgt. Ihr Ergebnis ist die Keltisierung Frankreichs, die keltische Durchdringung der iberischen Bevölkerung Spaniens, deren Kultur wir als keltiberisch bezeichnen, und die Landnahme von keltischen Kräften auf den britischen Inseln, wo wir den ritterlichen Stil der La-Tène-Kultur in zahlreichen Funden feststellen können. Damit schufen die keltischen Bewegungen zur Zeit, als sich in den Mittelmeerländern der Niedergang der klassischen Kräfte Griechenlands vollzog, aus der Herrschaft der Makedonen das Weltreich Alexanders des Großen erwuchs, der Aufstieg von Rom und Karthago erfolgte, einen weiten Kulturbereich, der sich vom Atlantischen Ozean bis zum Schwarzen Meer erstreckte. Wir verstehen von dieser Expansion her die griechischen Überlieferungen, die die Kelten nach den Indern als das größte Volk der Erde bezeichnen. So klar sich die keltische Entwicklung seit dem 6./5. Jahrhundert v. Chr. verfolgen läßt, so undeutlich bleiben die Anfänge, die über die Hallstatt-Zeit in die Urnenfelder-Bronzezeit des ausgehenden 2. Jahrhunderts v. Chr. zurückführen. Sowohl die Urnenfelder-Kultur als auch die Fundgruppen des Hallstatt-Stils sind im späteren Keltenbereich Westeuropas einschließlich Spaniens und der britischen Inseln nachweisbar, wo sie ältere Frühzeitschichten überlagern. Angesichts der Zusammenhänge zwischen der Formenwelt der Urnenfelder-Bronzezeit und der Hallstatt-Kultur einerseits und der frühen La-Tène-Kultur andererseits ist die Auffassung gerechtfertigt, daß sich die Kräfte,

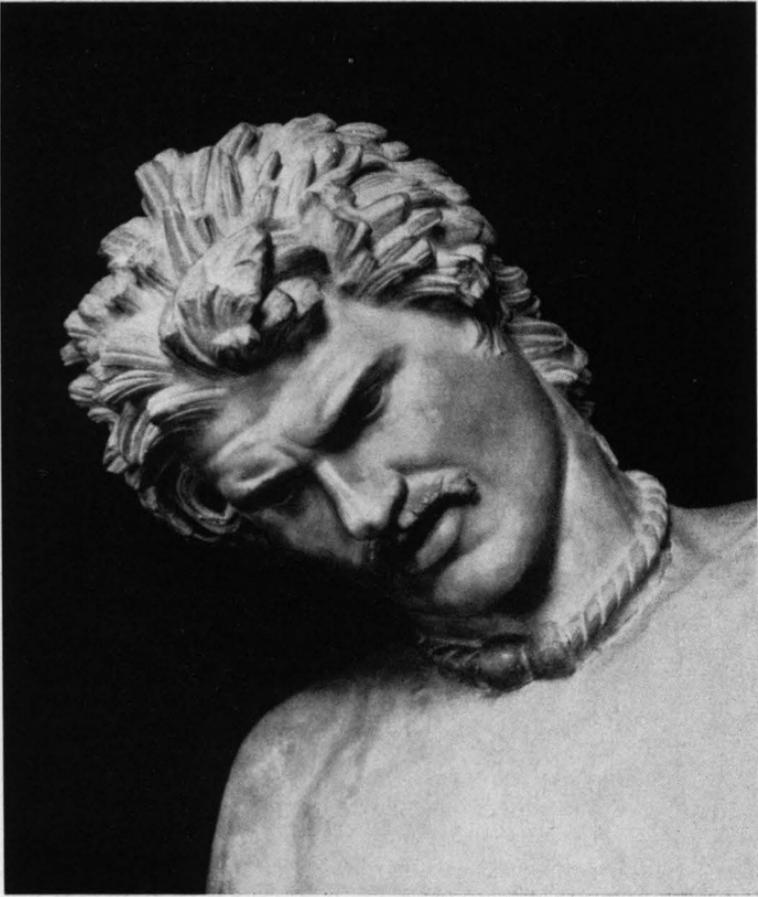


Abb. 15: Der sterbende Gallier (Photo Anderson).

die zum geschichtlichen Keltentum beigetragen haben, aus den der späten Hallstatt-Zeit vorausgehenden Kulturen konsolidiert haben. Man pflegt sie heute als protokeltisch zu bezeichnen und darf annehmen, daß sie im frühen 1. Jahrtausend v. Chr. vor allem auf den Britischen Inseln und in Spanien als Vorläufer der La-Tène-Kelten gewirkt haben. In diese Richtung weist vor allem der sprachwissenschaftliche Befund, der zwei Hauptgruppen unterscheiden läßt: die qu-Kelten und die p-Kelten. Bei ersteren, deren Sprache als goidelisch bezeichnet wird, ist das indogermanische Kw zu qu, k oder c geworden, bei letzteren, deren Sprache wir brittonisch nennen, zu p. Beispielhaft für diese Schichtung ist das goidelische Wort für „Pferd“ = „equus“, dem das brittonische „epos“ entspricht, wie es auch im Namen der Pferdegöttin Epona vorliegt. Die Sprache der qu-Kelten, vertreten durch die gälisch sprechenden Iren und Schotten, ist altertümlicher als die Sprache der Festlandskelten. Zeugnisse dieser älteren Sprache lassen sich auch bei den nach Spanien eingewanderten Kelten nachweisen. Dieser Befund hat seine Entsprechung in anderen indogermanischen Sprachen, wie der Vergleich zwischen lateinisch „equus“ und griechisch „hippos“ zeigt. Die Entzifferung der frühgriechisch-mykenischen Linear-B-Schrift hat uns belehrt, daß das griechische hippos im 2. Jahrtausend v. Chr. noch „hikwos“ lautete, so daß wir in der Sprache der qu-Kelten ein bis in das 2. Jahrtausend v. Chr. zurückreichendes indogermanisches Erbe fassen, das sich bezeichnenderweise in den entlegenen Randgebieten des Keltentums ebenso halten konnte wie andere archaische Erscheinungen. Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß die frühgeschichtliche Konsolidierung der Kelten seit dem 6./5. Jahrhundert v. Chr. sich durchaus in das Gesamtbild des frühgeschichtlichen Indogermanentums fügt, das sich auch von der Entwicklung anderer indogermanischer Völker der Alten Welt her bietet, wie die Betrachtung der Italiker, Griechen, Thraker und Iraner lehrt.

SCHRIFTTUM IN AUSWAHL

Bengtson, H. — Milojcic, V., Großer Historischer Weltatlas I (München 1953)

Moreau, J., Die Welt der Kelten (Stuttgart 1957)

Wiesner, J., Die Thraker (Stuttgart 1960)

DIE WIKINGER AM ÄRMELKANAL

Die Germanen sind bekanntlich ein Seevolk und haben von jeher gewußt, daß Berge trennen, aber Meere verbinden. Meerengen haben sie infolgedessen immer dazu verlockt, das andere Ufer zu suchen — so auch der Ärmelkanal. Über ihn geht der kürzeste und bequemste Weg nach England. Ihn benutzten in vorhistorischer Zeit die Kelten ebenso wie später die Römer und vom dritten bis zum sechsten Jahrhundert — vom *litus saxonicum* aus — die Nordseegermanen. Sie waren es, die das keltisch-römische Britannien zum germanischen „Angel-land“ machten.

Etwa fünfhundert Jahre später brandete mit den Wikingerzügen eine neue germanische Welle über die britischen Inseln. Die Wikingerzeit bezeichnet den Höhepunkt nordgermanischer Seegeltung. Voraussetzung dafür war die allmähliche Herausbildung eines überlegenen Schiffstyps, der die Vorteile des Ruderbootes mit denen des Segelschiffes vereinigte. Mit ihren wendigen, wunderbar leicht auf den Wellen liegenden, deshalb allerdings auch hohe Anforderungen an den Steuermann stellenden Schiffen trotzten die verwegenen Seefahrer allen nautischen Schwierigkeiten und fuhren quer über den Ozean bis Island und Amerika. Die britischen Inseln haben ihre Flotten schon frühzeitig angesegelt. Von Norwegen aus besetzten sie die Shetland- und Orkney-Inseln und griffen über die Western-Islands und Irland von Nord-West um die Hauptinsel herum, während andere Scharen, besonders Dänen, die Ostküste heimsuchten.

Natürlich beherrschten sie auch den Ärmelkanal. Auf beiden Seiten hatten sie ihre festen Stützpunkte, und wir wissen, wie ihre „großen Heere“ herüber und hinüber wechselten, je nachdem, ob ihnen die politische Lage in den Königreichen der Angelsachsen oder auf dem Festlande größere Aussichten zu bieten schien. Die Wikingerzüge sind ein eigenartiges Gemisch von Handel und Seeraub, von Abenteuerum und Landhunger. In ihrem letzten Abschnitt tragen sie unter Knut dem Großen Züge einer zielbewußten, fast imperialistisch zu nennenden Ausdehnungspolitik.

Schon lange vor ihm hatten wikingische Seekönige ihre Reiche auf den britischen Inseln gegründet, während andere an den Küsten des fränkischen Reiches Lehen erwarben. Die geschichtlich bedeutungsvollste Abtretung war hier die Überlassung der Normandie an Rolf den Normannen. In seinem Herzogtum vollzog sich in der Folge eine fruchtbare Verbindung nord-

germanischen Kriegertums mit der verfeinerten Kultur des inzwischen romanisierten Westfrankenreiches.

Die Angelsachsen haben während des ganzen neunten und zehnten Jahrhunderts mit den Wikingern gekämpft. Alfred der Große mußte ihnen zuletzt die Hälfte seines Reiches abtreten. „Danelaw“ wurde dieser Teil Englands genannt, weil dort lange Zeit dänisches Gesetz galt. Im Laufe des zehnten Jahrhunderts schien sich allmählich eine Verschmelzung der beiden Bevölkerungsgruppen anzubahnen, bis der übel beratene König Ethelred am 13. November des Jahres 1002 in der sogenannten „Dänischen Vesper“ alle Dänen, deren man habhaft werden konnte, ermorden ließ. Neue, wütende Angriffe der dänischen Wikingers, jetzt unter Führung ihres Königs Sven Gabelbart, waren die Folge.

Damals saßen an der festländischen Seite des Ärmelkanals seit rund einem Jahrhundert die Nachkommen Rolfs des Normannen als mächtige, nahezu selbständige Vasallen des westfränkischen Königs. Mancherlei Verbindungen waren zwischen ihnen und dem angelsächsischen Herrscherhause geknüpft worden. So war Ethelred mit Emma, einer Tochter Richards I. von der Normandie, verheiratet. Als er nun von dem Dänenkönig vertrieben wurde, fand er Aufnahme bei seinem Schwiegervater, und als er nach dem Tode Sven Gabelbarts den Kampf noch einmal aufnahm, auch dessen Unterstützung. Er hatte indessen wenig Erfolg. König Knut, der Sohn und Nachfolger Sven Gabelbarts, schloß ihn in London ein. Dort starb der schwache König 1016. Sein tapferer Sohn Edmund Eisenseite setzte den Kampf fort, starb aber auch noch im gleichen Jahre. Königin Emma aber reichte dem Sieger ihre Hand und wurde Mutter von Hardeknut, der 1042 als König von Dänemark und England gestorben ist, und Gunhild, der gleichfalls früh verstorbenen Gemahlin des deutschen Kaisers Heinrich III.

Nach dem Tode Hardeknuts gelang es seinem Halbbruder Eduard dem Bekenner, der am normannischen Hofe bei seinem Mutterbruder Richard II. erzogen worden war, mit normannischer Unterstützung den englischen Thron zu besteigen. Er war jedoch, wie sein Vater Ethelred, ein schwacher Regent und am Hofe gaben seine normannischen Günstlinge den Ton an. Das paßte den angelsächsischen Großen nicht. Sie scharten sich um den mächtigen Jarl Godwin, seinen Schwiegervater, und nach dem Tode Eduards wählten sie dessen Sohn Harald Godwinson zum König.

Die Normannen waren aber nicht gewillt, ihren Einfluß in England aufzugeben. Seit 1035 herrschte bei ihnen Herzog Wilhelm,

Sohn Robert des „Teufels“, als Kriegsheld und Staatsmann gleicherweise bewährt. Er machte nach Eduards Tode als nächster Verwandter Ansprüche auf den englischen Thron geltend. Noch im gleichen Jahre erschien er an der Spitze eines normannischen Ritterheeres auf englischem Boden. König Harald hatte soeben ein anderes, aus Norwegen übergesetztes Wikingerheer bei Stamfordbridge geschlagen, bei Hastings (Senlac) aber verlor er Land und Leben. Die Normannen machten von ihrem Siege rücksichtslosen Gebrauch. Ein ganz neuer Abschnitt der englischen Geschichte beginnt mit dem Jahre 1066. Den angelsächsischen Vassallen wurde der größere Teil ihrer Güter entrissen und an die Gefolgschaft des Siegers verteilt. Auch dabei zeigte sich die staatsmännische Weisheit des neuen Königs. Damit die stolzen Feudalherren seiner Herrschaft nicht gefährlich werden sollten, stückelte er deren Besitz so, daß er über die verschiedenen Grafschaften verstreut lag. Auch mußten alle Afterlehnsleute ihm, dem König, einen Treueid schwören, und außerdem ließ er in dem berühmten Domesdaybook alle Abgaben an die Krone genauestens verzeichnen — für uns heute eine unschätzbare Quelle. Kein Wunder, daß die Erinnerung an jene Schlacht, die eine solche Wendung in der englischen Geschichte hervorrief, von den Siegern hochgehalten wurde. Auf einem riesigen Wandteppich, der für die Domkirche von Bayeux, die Bischofskirche der Normandie, bestimmt war, findet sich eine lebendige Darstellung des ganzen Zuges — angeblich das Werk von Wilhelms Gattin Mathilde. Jedenfalls stammt der 70 Meter lange und einen halben Meter breite Teppich noch auf dem 11. Jahrhundert. Er ist auch technisch als Stickerei etwas Einmaliges: mit Seide auf Leinwand gestickt- und zwar im Plattstich und mit verschiedenen Fadenrichtungen in acht Farben. Nicht weniger als 1500 Figuren finden wir auf dem langen Fries und den ihn oben und unten begleitenden Borten dargestellt: 623 Personen und über 700 Pferde, Hunde und andere Tiere. Die einzelnen Szenen sind durch Bäume oder Gebäude voneinander getrennt.

Was zeigen sie uns im einzelnen?

Zunächst einige Ereignisse aus dem Leben Haralds, wie er als Gesandter nach der Normandie fährt, um dem Herzog Wilhelm zu künden, daß sein Vetter Eduard der Bekenner ihn zu seinem Nachfolger ausersehen habe. Auf der Fahrt fällt er in Gefangenschaft, kommt aber doch schließlich zum Ziel und freit um die Tochter Wilhelms, Älfgyra. Er nimmt auch im Gefolge Wilhelms an einem Kriegszug teil und wird danach zum normannischen Ritter geschlagen: alles, um das gute Verhältnis zwischen beiden zu unterstreichen. Dann wird dargestellt, wie Harald zurück-

kehrt, dem König Bericht erstattet und wie er sich über den sterbenden Eduard beugt. Der Überlieferung nach soll er sich nämlich den Thron dadurch erschlichen haben, daß er dem Sterbenden die Augen zudrückte und dann aufsprang mit den Worten, der König habe ihm in seinem letzten Augenblick das Reich anvertraut. Ein unheil kündender Komet erscheint auf dem nächsten Bild.

Von dem Kampfe Haralds mit seinem älteren Bruder Tostig und den Norwegern erfahren wir nichts. Wohl aber sehen wir ein Schiff nach der Normandie fahren, um Herzog Wilhelm von dem Treubruch Haralds zu unterrichten. Der läßt sofort Schiffe bauen und sie reichlich mit Waffen und Vorräten beladen. Dann steuert die Flotte der Normannen mit vollen Segeln über den Kanal.

Die Darstellung bestätigt, daß wir uns noch in der Wikingerzeit befinden. Wikingerschiffe sind es und noch keine mittelalterliche Koggen, mit denen das Heer Wilhelms des Eroberers übersetzt: das Ruder auf der Steuerbordseite und in der Mitte einen Mast mit einem einzigen großen, gestreiften Rahensegel, die Steven vorn und achtern gleichmäßig hochgezogen und zumeist mit Köpfen von Drachen und anderen Ungeheuern geschmückt, die die unholden Geister des Meeres abschrecken sollen. Wir sehen, wie die Steuerleute Kommandos geben und die Mannschaft die Manöver am Segel ausführt. Erwartungsvoll richten die Männer den Blick nach vorn, nach der englischen Küste zu. Einer ist auf den Mast geklettert und hält Ausschau. An den Bordwänden hängen nach Wikingerbrauch die Schilde, allerdings nicht mehr kreisrunde, sondern nach unten spitz zulaufend. Auf anderen Schiffen werden Pferde transportiert. Auch das ist von früheren Unternehmungen der Wikinger bezeugt. Überraschung war eines der Hauptmerkmale der Wikingertaktik. Ihre Ankunft blieb meist verborgen, da sie ja die See beherrschten, aber auch zu Lande wollten sie so schnell und überraschend wie möglich manövrieren. Deshalb führten sie vielfach Pferde mit.

Weiter sehen wir — lateinische Beschriftung erklärt es —, wie die Ritter die Streitrosse an Land führen und nach Wikingerart erst einmal plündern. Im Schutze eines Wäldchens wird aufgefressen, und dann trabt das schwergepanzerte Reiterheer, den spitzen Wikingerhelm auf dem Kopfe und den Speer im Lanzen Schuh, über das offene, leicht gewellte Gelände. Die vordersten erspähen den Heerhaufen der Angelsachsen, und nun geht es, die Banner gefällt und die Speere geschwungen, in gestrecktem Galopp auf den Feind. Ein Teil schwenkt ab, umfaßt den Gegner und packt ihn im Rücken. Verzweifelt wehrt sich das Aufgebot



Abb. 16: Auf Wikingerschiffen setzt das Heer Wilhelms des Eroberers über den Kanal.

König Haralds mit Wurfspeer, Keule und Streitaxt. Sie werden niedergeritten, auch die Pfeile der berühmten englischen Bogenschützen prallen an den Panzerreitern ab. Das Schlachtfeld füllt sich mit Leichen; in den einrahmenden Borten erkennen wir, wie die Raubtiere nach Blut lechzen und die Adler über der Walstatt kreisen.

Mit der Schlacht bei Hastings beginnt für England nicht nur die Herrschaft einer neuen Dynastie. Mit dem normannischen Gefolge Wilhelms des Eroberers erhielt das Land eine neue Oberschicht. Sie unterschied sich blutsmäßig wenig von den bisherigen germanischen Einwohnern, aber die Normannen hatten im Laufe von anderthalb Jahrhunderten vielfach westfränkische Frauen geheiratet. Sie waren christliche Ritter mit französischer Umgangssprache geworden, ohne dabei die Wildheit wikingischer Krieger zu verlieren. Eine Doppelmonarchie war entstanden; Wilhelm der Eroberer blieb auch als englischer König Herzog von der Normandie. Seine Nachkommen haben den festländischen Besitz ihres Hauses sogar noch beträchtlich ausgebaut, was einerseits zu dem bekannten politischen Gegensatz zwischen England und Frankreich im Mittelalter führte, zum anderen den Zustrom

französischen Kulturgutes nach England erleichterte. Daß jener prunkvolle Teppich, der das entscheidende militärische Ereignis verherrlicht, durch das diese Entwicklung eingeleitet wurde, in der Heimat der Sieger entstand, kann nicht wundernehmen. Er befindet sich heute noch in Bayeux und erzählt der Nachwelt von einer der Großtaten der Wikingerenkel aus der Normandie, die auf der Schwelle zwischen germanischem Altertum und Mittelalter das normannisch-englische Doppelreich gründeten, dessen Teile der Ärmelkanal als Binnengewässer verband.

Stud. Rat a. D. ALFRED GROMER

GOTISCHE KATHEDRALEN

Baukünstlerisch und baugeschichtlich gesehen ist der Boden Frankreichs in einem ganz besonderen Sinn von einmaliger Bedeutung. Der Süden ist alte römische Provinz und trägt bis zum heutigen Tage nicht nur den Namen Provence, sondern als Kronzeugen der geschichtlichen Entwicklung wie der klassischen Blutskomponente, charakteristische Monumente altrömischer Architektur, so die „Maison carrée“ in Nîmes, den Pont du Gard als Teil einer der großen Wasserleitungen und, als besonders typisches Beispiel, jene berühmte Skene-Mauer des römischen Theaters in Orange — von Louis XIV. als „die schönste Mauer Frankreichs“ bezeichnet —, in der der grandiose Bauwille Roms Leib geworden ist: diesseitig, gewaltig, von dröhnender Wucht und Schwere des Stofflichen, Ausdruck und hohes Lied irdischer Realität, einmaligen Machtwillens und monumentaler Größe. Daß dieser Geist fast wie selbstverständlich hinüberspielt in die Bauwelt der romanischen Kathedralen Südfrankreichs, der herrlichen Bauten von Saint-Trophime und Les Saintes-Maries in Arles, Saint-Gilles bei Arles, weiterhin der Bauten in Cahors, in Périgueux, Moissac und Souillac, ja selbst des innengotischen Albi, in Clermont-Ferrand, bis hinauf nach Angoulême, nach Vézelay und Autun, ist kaum verwunderlich, wenn er sich hier auch schon gewandelt hat im Sinn der civitas dei eines Augustin, eines Gottesstaates auf Erden. Der Norden Frankreichs dagegen, vor allem das Herz des Landes, die Île de France, wird zur Geburtsstätte der Gotik — jener Baugesinnung, die, Ausdruck der vergeistigten Form spätmittelalterlicher Frömmigkeit, zum äußersten und äußersten Gegensatz der romanischen Bauwelt wird. Dieser vom mediterranen Süden nie voll übernommene Gegen-

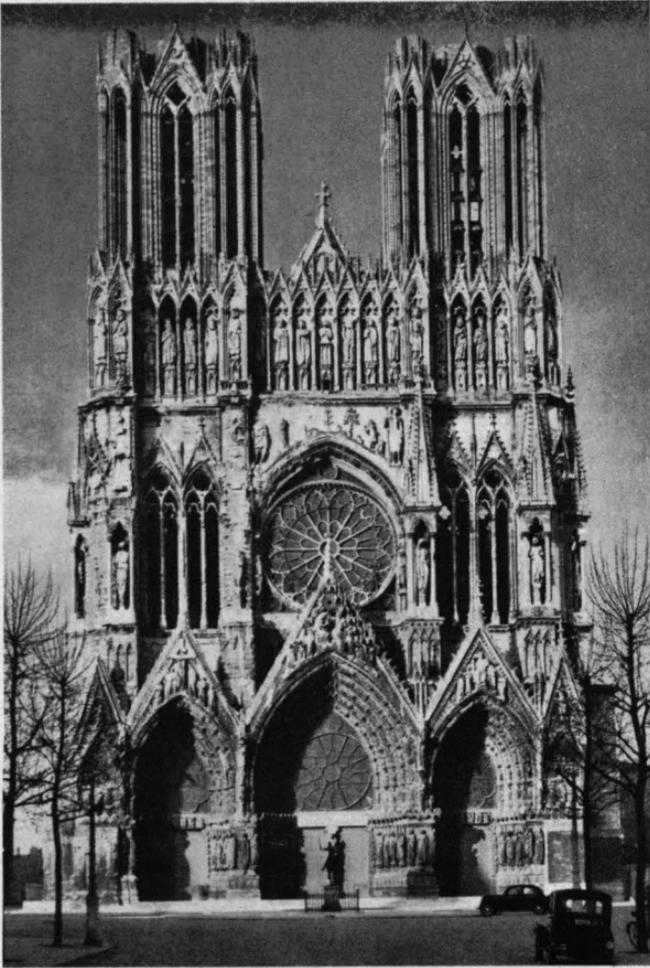


Abb. 17: Die Kathedrale von Reims.

satz ist darin begründet, daß die massive, diesseitige Stofflichkeit, die erdschwere Steinwucht der romanischen Mauern durch das konstruktiv neue Prinzip des Skelettbau entmaterialisiert und vergeistigt wird. Die Gotik bringt die geschlossene Wand weitgehend oder ganz in Wegfall und ersetzt deren tragende Funktion durch das ausschließliche Tragen schwindelnd hoher Pfeiler. Sie bilden, steinernen Raketen gleich, das Gerippe für einen Sakral-Innenraum, dessen gläserne Haut in glühenden Farbwundern die Bildwelt, den thematischen Gehalt des christlichen Glaubens, seiner Gleichnisse und Symbole transparent werden läßt. In einem mystischen, von unirdischem Licht erfüllten Raum

— den man mit Recht eine ins Monumentale gesteigerte Monstranz genannt hat — strömen sie so unmittelbar ein in die innersten Tiefen der Seele. Nur in einem einzigen Fall ist das äußere, das technische Prinzip der Gotik vollkommen verwirklicht worden, im Innenraum der Sainte-Chapelle in Paris, einem Raum, ganz von farbigen Glaswänden umschlossen, dessen tragendes Steingerüst so schlank in die Höhe schießt, daß die vergoldeten Raketentpfeiler nur noch wie schwerelose, schmale Rahmen wirken um riesige Glasgemälde. Das volle Geheimnis dieser gotischen Wunderwelt erschließt sich allerdings nicht nur vom Verstandesmäßigen her, nicht vom Studium und Bücherwissen, sondern nur dem vollen, tiefen Eintauchen in sie, dem jahrelangen Vertrautsein mit all den tausendfältigen Reichtümern an Architektur, Raumwirkung, Plastik und Glasmalerei, wie sie die Abteikirche von St. Denis, die Kathedralen von Laon, Soissons aufzuweisen haben, wie sie eindrücklicher werden in Notre-Dame von Paris, in Beauvais, Amiens, in Bourges, Sens, Troyes und vielen anderen oder gar in Reims, der herrlichen Krönungskathedrale der Könige von Frankreich und der Nationalheiligen des Landes, Jeanne d'Arcs. Zum mystisch tiefen Erlebnis aber wird dieses Geheimnis wohl nur im gotischen Herzen Frankreichs, in Chartres — im Mythos von Chartres. Dies eine, wundervollste Beispiel möge hier für alle andern stehen.

Es ist ein Mythos aus Stein, aus Feuer, Farbe, Licht und Geist. Aus dem Licht, das ins Dunkel scheint —.

Mythos wird erfahren, nicht erdacht. Es ist sein tiefstes Wesen, daß er alles Denken unendlich übertrifft mit lebendig erlebter Wirklichkeit. Seitdem die Erde steht ist echte Religion, ist wahrer Geist nicht mit dem Hirn gedacht, sondern mit dem Herzen lebendig erfahren worden, bestürzend, wie reißend Feuer im brennenden Dornbusch. Wie jenes Feuer, das in diesen großen Kathedralen Frankreichs noch heute loht.

Man kennt den Kern der christlichen Kultur des Abendlandes nicht, wenn man nicht die Gotik in ihrem Ursprung und in ihrer Vollendung kennt. Man kennt die Gotik nicht, wenn man nicht ihre gewaltig ausstrahlende Kraft in der reichen Fülle der Großbauten dieses Landes an sich erfahren hat. Man kennt diese Kathedralen nicht, wenn man nicht ihre Innenräume, die Licht- und Farbwunder ihrer Fenster erlebt hat. Man kennt das tiefste dieser Wunder, man kennt Chartres nicht, wenn man nicht in diesem herrlichsten Sakralraum der Christenheit die frühe Morgen- und die späte Abendsonne durch die Juwelen-Teppiche seiner Farbgläser brechen sah, gefaßt ins alte, dunkle Gold der steinernen Raketentpfeiler und Gewölbe.

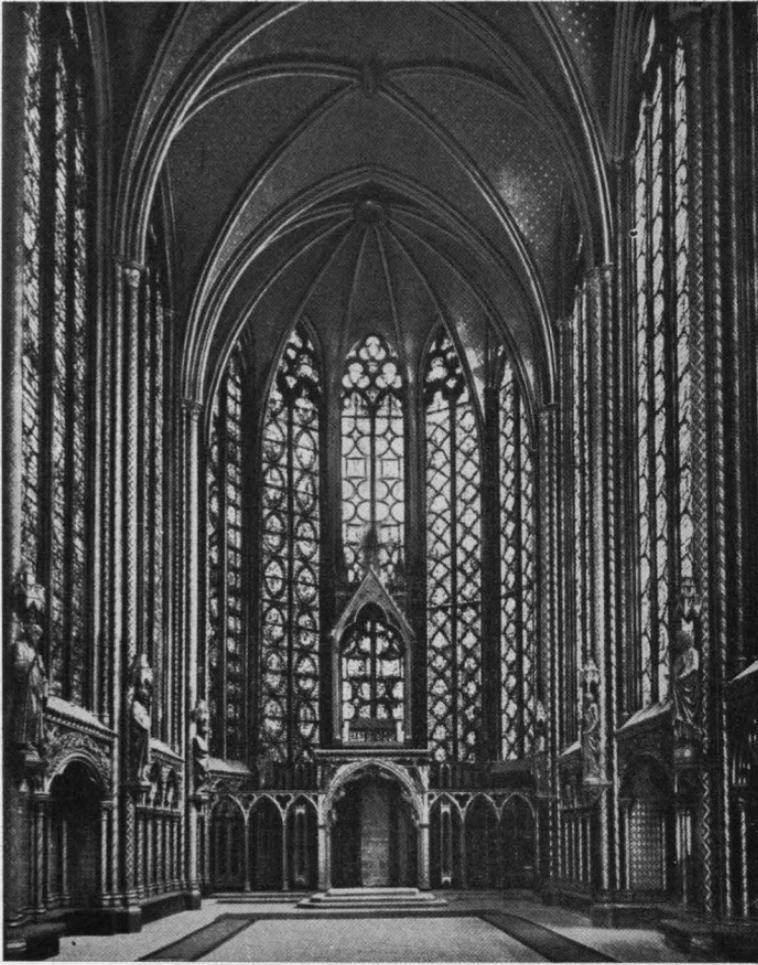


Abb. 18: Sainte Chapelle, Paris.

Erschreckend zuerst das Dunkel beim Eintreten. Aber es ist das Dunkel, ohne das es keine Wunder gibt. Langsam begreift man, daß Gott nur aus dem Dunkel leuchten kann. Der Schritt über diese Schwelle reißt hinein in eine andere Welt; das Tageliche und Profane bleibt außen, das Innen wird zur wandelnden Macht, wird Innenraum der Seele und ihrer grundlosen Tiefen. Nirgends empfindet man sich so mitten hineingestellt in das dunkle Raumkreuz Gottes, aus dem seine gewaltigsten Blitze brechen, als unter dem Vierungsgewölbe von Chartres, wo die königliche Nordrose des Querschiffes am Abend wie flüssiges Gold glüht, aus der Mitte ausbrechend bis zum fernsten Stern,

alle fernsten Sterne zurückbindend an die göttliche Mitte. Es ist kein Menschenwerk, was das eigentliche Wunder von Chartres ausmacht. Menschen — aus eben diesem Grunde namenlose Menschen — haben nur das Instrument gemacht, auf dem ein Übermenschliches spielt. Der Umgang der Sonne im Tagesablauf reißt nicht nur am Morgen in tönende Lichtwunder, was er am Abend dunkelglühend oder gar stumpf und tot ließ — du brauchst dich nicht vom Platz zu rühren, das Licht hebt selbst mit göttlichen Zeigehänden jetzt die Verkündigung, jetzt den Weltenrichter aus dem mystischen Halbdunkel, um sie still wieder verglühen zu lassen, magst du nun auf- und annehmen oder nicht. Du brauchst kein Wissen. Auch wenn du diese *legenda aurea*, diese Heilsgeschichte von der Erschaffung des Menschen bis zum Ende der Welt, nicht kennst oder nicht deuten kannst, läßt dich das Licht nicht los, bestürzt es dich mit seiner unendlichen Vollmacht. Du gehst, eben vom „grünen Strahl“ tödlich fast betroffen, zaudernd zwei Schritte und stehst erneut, umblitzt von entrückend blauem Saphirlight, mitten im Schrecken voller Herrlichkeit. Du neigst vor solchem Urlicht stumm die Stirn, da überfällt dich glühendes Rubingeleucht, der königliche Purpurstrahl des Weltenherrn vom Feuerbrande der *Majestas Domini*, vor der alles Irdische versinken wird dereinst.

Davor verblaßt alles Edelsteingefunkel dieser Welt, aller Schätze Indiens und aller Märchenphantasie, das je die Wunderlampe Aladins aufleuchten ließ. Denn dort ist eitel Macht, Reichtum und aller Erdenglanz, hier aber wird Gott lebendig wirkende Wirklichkeit. Der Abend taucht die Fenster des 13. Jahrhunderts im Nordschiff und im Hochchor ganz in Glut und Kraft und flammende Leidenschaft — Prophetie und Offenbarung und Gericht in einem. Fast schmerzhaft ausgeweitet geht der Blick zurück zu den drei frühen Fenstern des 12. Jahrhunderts über dem Königsportal im Westen, zu dem kindhaft Frühen, Keuschen dieser drei blauen Augen, die wie Kinderaugen rein, tief, still, selig in sich selbst ruhen. Da *ist* die Wurzel Jesse. Und darüber das steinerne Kleinod dieser köstlich halberschlossenen Rose, perlmutterzart in ihrer Farbigkeit, ganz dienende Zurückhaltung, um das ins Überirdische entrückende Türkisblau unter ihr ja nicht zu stören.

Der Morgen aber übertrifft all dies noch einmal, noch tieferes Geheimnis anrührend. Da blitzt der Chorumgang in tausend Feuern, als sei es diamantener Tau jenseitiger Gefilde. Da wird die jungfräuliche Gottesmutter — im altheidnischen Druidenkult schon hat sie hier ihre Stätte! — ganz zum Wunder dieses Ortes: *Notre-Dame de la Belle-Verrière*, eingehüllt in dasselbe

kindhaft reine Blau der „königlichen Fenster“, selbst ganz tauklare Himmelskönigin, bietet aller Welt das Kind, den Sohn Gottes — „zur Erlösung für viele“. Denselben, der draußen segnend am Mittelpfeiler des Südportals steht — du magst nun annehmen oder nicht. Und während man darob in tiefes Sinnen gerät, bricht, übermächtig blendend, ein weißer Lichtblitz in die Taube über ihrem Haupt, der einem überwältigend die Augen schließt. — Man versteht von hier aus tiefer eines der schönsten Sinnbilder französischer Geistigkeit: Zum Pfingstfest zieht noch heute die Studentenschaft der Sorbonne zu Paris in feierlicher Pilgerfahrt von Rambouillet aus zu Fuß durch das pfingstlich prangende Land nach Chartres, um in diesem Raum das Wunder des Geistes zu feiern. Ist doch das Ganze dieser französischen Kathedral-Welt, um deren Plastik willen man sie „die steinerne Bibel des Landes“ genannt hat, in Außenbau und Innenraum, im dichten Gespinnst ihrer Außen- und Innenplastik, in der mystischen Herrlichkeit ihrer Farbfenster die umfassendste Ikonographie der christlichen Kultur des Abendlandes, ein einziges großes „Veni creator spiritus“!

Auch England hat einen erstaunlich reichen Besitz an prachtvollen Kathedralen, der, je gründlicher man sie kennt, immer neu überrascht. Da ist die weltberühmte Westminster Abbey, die Krönungs- und Grabkirche der Könige von England, da ist der altehrwürdige Bau von Canterbury, mit der um 1180 errichteten Trinity-Chapel, der vielleicht frühesten echten Gotik in England, mit ihren starken Anklängen an das französische Sens. Da ist Ely, Lincoln, Wells, Exeter, Gloucester, Winchester, Worcester, Salisbury, Lichfield, Durham und York und andere mehr. Großenteils romanisch begonnen, haben sie vielfach zum Teil charakteristisch romanisches Gepräge von imposanter Großartigkeit, z. B. in der oft stark betonten Horizontalgliederung ihrer Fassaden. Aber auch in England ist es die Gotik, die die unvergeßlichsten Sakral-Innenräume schafft, die mit ihren berühmten Netz-Rippen-Gewölben (Wells, Gloucester) verblüffend eigenständige Wirkungen erreichen. So eigenständig, daß man im Hinblick auf die klassische Entwicklung der Gotik im französischen Kronland der Capetinger, in der Île de France, nur von einer Sonderform, einem ausgesprochen normannisch-angelsächsischen Typus sprechen kann. Ein Blick auf die Grundrißgestaltungen macht das schon deutlich: im französischen Raum ein köstliches Wundergebilde an sich, selbst wieder einer Monstranz vergleichbar (Notre-Dame Paris, Chartres, Reims, Amiens), im normannisch-angelsächsischen ganz anders, ein weit ausladendes Kreuz mit überaus langgestrecktem Hauptschiff

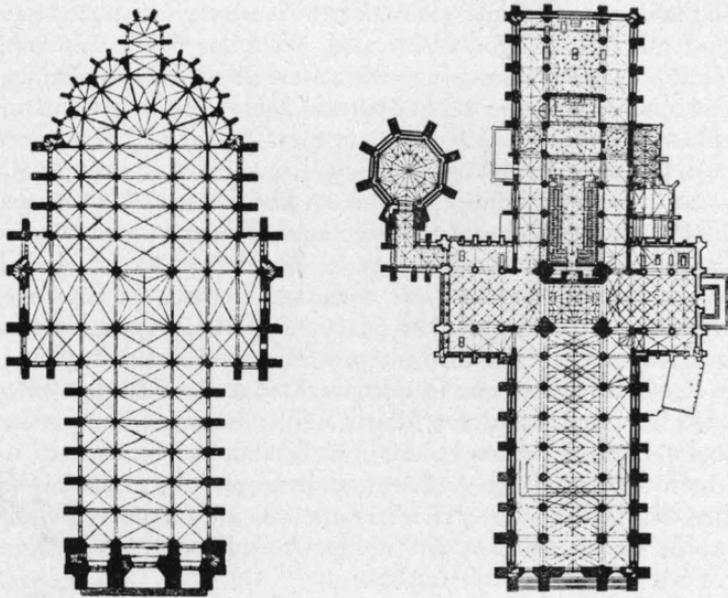


Abb. 19:

Grundriß der Kathedrale von Amiens

Grundriß der Kathedrale von York

und Chor, mit geradem Chorabschluß und weit vorspringendem, in die Mitte der ganzen Anlage gerücktem Querhaus. Aus der geschichtlichen Entwicklung beider Länder im 11., 12. und 13. Jahrhundert — eben der für die Auskristallisierung der gotischen Kathedrale entscheidenden Zeit —, d. h. aus der Eroberung Englands durch Herzog Wilhelm von der Normandie 1066, sowie aus der Herrschaft des Hauses Plantagenet-Anjou zugleich über England und den größten Teil Westfrankreichs erklärt es sich leicht, daß die gotischen Großbauten im angelsächsisch-normannischen Raum anders aussehen müssen, als die im engeren fränkischen Stammland der Île de France — ist doch die Bauform gerade des Sakralbaus eine der elementarsten Äußerungen des Volkes und der Rasse. Eines der auffallendsten Wahrzeichen dieser regionalen Sonderentwicklung in England wie auch in der Normandie (Bayeux, Coutance, Rouen) sind die gewaltigen, schweren, meist mit einer Plattform mit zierlichen Ecktürmchen abgeschlossenen Vierungstürme. Sie schaffen über der Kreuzung des Lang- und Querschiffes im Innern einen eindrucksvollen, hohen Lichtraum, der — besonders in Ely — zusammen mit dem Ornament der von den Pfeilern ausstrahlenden, die statischen Kraftlinien greifbar machenden Rippen eine starke Wirkung

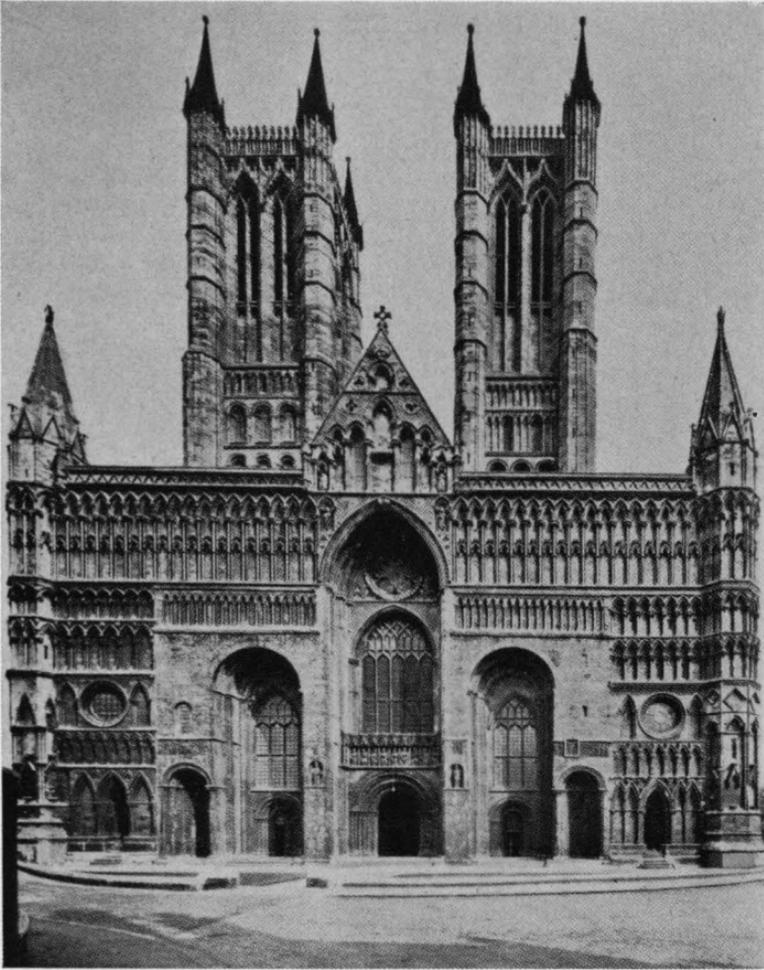


Abb. 20: Kathedrale von Lincoln.

hervorbringt. Gerade dieses steinerne Spitzenwerk der Decken und Gewölbe ist in England bis zur höchsten Verfeinerung getrieben worden.

Ein kurzes Wort bleibe noch zu sagen über die Horizontalgliederung der Fassaden und Turmabschlüsse. Es ist eine spezifisch deutsche Haltung, die Vorstellung der Gotik von der derjenigen himmelragender Spitztürme nicht lösen zu können. Die deutsche Gotik hat das Prinzip der Vertikal-Entfaltung im Außenbau bis zur letzten Konsequenz getrieben und damit die ins Transzendente weisende Herrlichkeit der Straßburger Fassade und des Freiburger Münsterturmes geschaffen, wie auch Ulm und Wien

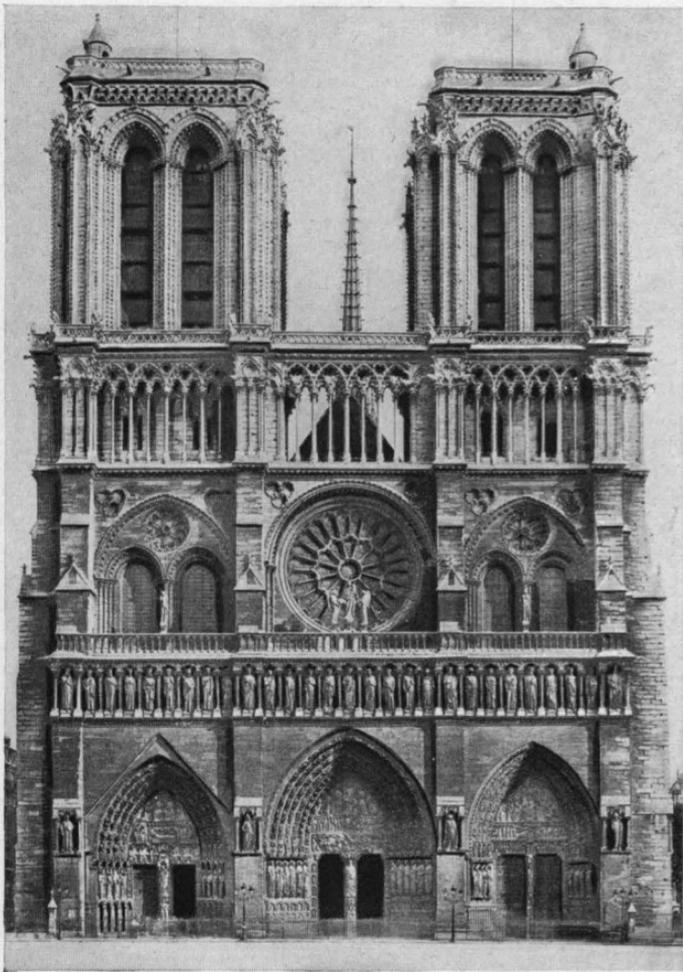


Abb. 21: Notre Dame, Paris.

und das späte Beispiel von Köln. Aber auch diese deutsche Entwicklung ist regionale Sonderform. Im Ursprungsland der Gotik, in Frankreich, ist das mediterrane Element der Horizontalen spürbarer Rest jenes erwähnten antiken Blutserbes aus der Provence. Es gelangt mit der Vertikalen als dem spezifisch gotischen Element — am reinsten in der Fassade von Notre-Dame in Paris — zum klassisch vollkommenen Ausgleich, zum Bild des ruhigen *Seins* zwischen Himmel und Erde, zwischen dem Hier und dem Dort. Es entspricht damit weitgehend dem *genius loci* und der Religiosität dieses Landes.

BERICHT AUS IRLAND

Irland, arm an Menschen, Wald, Ackerboden und Industrie, reich an Geschichte und Erinnerungen aus ältesten Zeiten, reich auch an Naturdenkmälern und landschaftlicher Schönheit, an alten Kirchen und Abteien, Schlössern und Burgen — wie viele Eindrücke drängen sich auf einer Busfahrt durch dieses vom großen Fremdenverkehr noch weitgehend unberührte Land für den fremden Beobachter zusammen! Aus der Fülle des Gesehenen und Erlebten nur einige Ausschnitte, beispielhaft für viele andere: Die Araninseln — New Grange — Blarney.

I. DIE ARANINSELN

Wir haben, wie die meisten Inselbesucher, eine Fahrt nach dem sagenhaften „Dun Aengus“ gewählt und werden nun in mehr als einstündiger Fahrt durch das langgestreckte, sehr schwach besiedelte und kaum bebaute Land gefahren. An einem kleinen Gehöft endet der Weg, und der Fahrer bedeutet uns, daß er uns in etwa drei Stunden wieder hier erwarten wird. Auf unsere Frage, wo sich die vorgeschichtliche Festung befindet, deutet er nur in allgemeiner Richtung auf die hier sanft ansteigende Bergkuppe und überläßt uns das Finden des Pfades.

Eine riesige Felsenfläche, durch fast mannshohe Steinmauern in viele einzelne Weidebezirke eingeteilt, innerhalb deren einige Schafe mühevoll das spärlich zwischen dem blanken Fels wachsende Gras suchen, weist ein trostloses Bild der Verlassenheit und Öde, aber auch der grandiosen Macht der Naturgewalten. Der Fels ist durch die Gewalt der Meereswogen in unendlichen Zeiträumen zersägt und gesplittert, und tiefe Rinnen und Spalten mahnen zur Vorsicht beim Überschreiten. Die einzelnen Steinmauern können mit einiger Kletterkunst überwunden werden, einige wenige primitive Pfeile deuten so allgemein die Richtung der vorzeitlichen Burg an. Unterwegs staunen wir über auffallend viele erratische Blöcke, welche aus diluvialen Eiszeiten hier liegen und nach den einzelnen Gesteinsarten dem Geologen wohl manche Rätsel aufgeben mögen. Einmal finden wir inmitten der Steinwüste einen Kreis von 15 Menhiren — erstaunlich vollzählig.

Allmählich kommen wir höher und sehen nun oben auf des Hügelkuppe eine riesige Mauer, welche allerdings nicht leicht zu erreichen ist. Zunächst müssen wir wiederum mehrere Steinmauern überklettern, welche jedoch diesmal als ausgesprochene

Festungsmauern höher und stärker als die Grenzmauern weiter unten zusammengefügt sind. Durchweg wurden als Baumaterial die hier anstehenden Bruchsteine verwendet und ohne Mörtel zusammengefügt in wahrhaft meisterlicher Weise. Dann kommen wir an eine etwa zehn bis fünfzehn Meter breite Sperrzone erstaunlicher Natur. Hier sind unzählige Steinpfeiler unregelmäßig in engen Abständen nebeneinander in den Steinboden eingrammt in etwa halber Mannshöhe, so daß sie ein fast unüberwindliches Hindernis für einen Angreifer bilden. Einerseits kann dieser nur einzeln mühsam sich hindurchwinden, andererseits sind sie für eine volle Deckung gegen Pfeile nicht hoch genug, so daß der Verteidiger es leicht hatte, den Feind abzuwehren. Der Vergleich mit breiten Drahhindernissen oder gar Panzersperren modernster Art drängt sich auf, dazu die Überlegung, welche unvorstellbare Zeit und Arbeit es gekostet haben mag, solche Hindernisse mit primitivsten Mitteln anzulegen. Unser Erstaunen wird beinahe fassungslos, als wir nun nach Durchschlängeln dieser „Todeszone“ auf die Hauptmauer zukommen, eine etwa sechs bis sieben Meter hohe und an der Basis wohl fünf bis sechs Meter breite riesige Mauer aus ungezählt vielen scharfkantigen Bruchsteinen mörtellos ineinandergesetzt, so fest, daß sie in Jahrtausenden trotz Wasser, Wind, Regen, Schnee und Eis sich nicht verändert hat. Eine Gigantenburg fürwahr! Die Mauer hat eine etwa ovale Form und umschließt heute noch eine Fläche von etwa achtzehn Ar, während die eine Seite ganz unmittelbar und ohne jeden Übergang nach dem Meere offen steht, wo das letzte Stück von den Wogen längst unterspült ist, so daß die Frage auftaucht, ob dieses Stück mit Bedacht, weil unbesteigbar, von der Mauer ausgespart war oder, was eher anzunehmen, vor langen Zeiten mitsamt der Mauer ins Meer gestürzt ist. Englische Archäologen nehmen das Letztere an. Wer vermag es zu sagen? Wer baute diese Burgen (denn es gibt neben Dun Aengus auf Irishmore noch zwei weitere, allerdings kleinere Ringburgen gleicher, nichtmegalithischer Bauart, Dun Eochail und Dun Eoghanacht. Selbst das kleinere Irishmaan hat mit Dun Chonchobair seine eigene Anlage!), wieviel Menschen lebten damals auf der Insel, wo sind deren Grabstätten, gegen wen mußten sich die Bewohner dieser meerumspülten Insel so gewaltig wehren? — Fragen über Fragen, auf welche die Archäologie bisher keine zureichende Antwort gefunden hat und wohl kaum finden kann. Erst auf der Mauerzinne, welche durch eine schmale Steintreppe und einen Umgang erstiegen wird, läßt sich der ganze Umfang dieses Gigantenwerkes mit seinen verschiedenen weiteren Gruppen von Außenmauern einigermaßen übersehen.



Abb. 22: Dun Aengus — vorgeschichtlicher Festungsbau auf den Aran-Inseln.
(von N.-O. gesehen)

Schweigsam und nachdenklich verlassen wir dieses Werk unbekannter, wohl bronzezeitlicher Menschen und klettern mit Bedacht und Vorsicht den Pfad zurück, wo der schweigsame Führer mit seinem Wägelchen unser wartet.

II. NEW GRANGE

Durch glückliche Umstände hatten wir Gelegenheit, auch einen überaus eindrucksvollen Begriff von der wichtigsten Megalithgräbergruppe westlich von Drogheda in einem großen Bogen des Boyne bei New Grange, Dowth und Knowth (alter Name:

Brugh na Bóinne) zu erhalten. Diese Gruppe setzt sich aus zehn Grabhügeln, einigen Ring-Forts und einzelnen Menhiren zusammen, von denen wir das Kuppelgrab New Grange besichtigen konnten. Der runde, aus losem Gestein geschichtete Grabhügel, etwa 13 m hoch, Gesamtdurchmesser 80 bis 85 m, liegt auf einer natürlichen Anhöhe und besaß früher um den Hügel-



Abb. 23: Eingang zur Kammer im Grabhügel von New Grange
(vgl. S. 24, Hinweis auf Schatzhaus des Atreus).

fuß einen Kranz von 35 Menhiren, deren 12 heute noch vorhanden sind.

Seit Jahrhunderten ist er ausgrabt, ein Teil des Hügels wurde schon als Steinbruch ausgebeutet, aber die Kammer selbst ist heute noch so, wie sie von den Erbauern errichtet wurde. Ein reich mit Rauten und Spiralmustern geschmückter Stein riesiger Größe liegt vor dem Eingang, er mag früher auf der Spitze des Hügels gestanden haben. Ein großer flacher Stein, derzeit die Schwelle, diente einst als Grabverschluß. Zu der Grabkammer führt ein sehr enger und teils niederer, gegen das Innere höher werdender Gang von etwa 19 Meter ziemlich geradeaus. Die Seitenwände des Ganges sind wuchtige Steinungetüme, die Decke besteht aus ebenfalls sehr schweren Steinplatten. Das Innere der großen Kammer erhebt sich zu einem Gewölbe von etwa 6 Metern, kunstvoll in Kuppelform übereinandergefügte Steine, in den Lücken durch Trockenmauerwerk ausgefüllt. Nach drei Seiten gehen kleinere Nebenkammern, so daß die ganze Anlage von



Abb. 24: „Druiden-Heiligtum“ — Megalithischer Steinkreis — bei Blarney.

oben etwa eine Kreuzesform ergibt. Am Boden der Kammern finden sich flache Steinschalen ovaler Form.

In den Kammern selbst, im Gang, an den Menhiren des äußeren Kreises, besonders deutlich an dem großen Menhir im Eingang, befinden sich Rauten, Tannenzweigmuster, Zickzackbänder, Spiralen, hufeisen- und kreisförmige Verzierungen der verschiedensten Größen und Formen, welche wohl teils kultisch, teils rein ornamental gedeutet werden müssen.

III. BLARNEY

Wohl ist im deutschen und im englischen Führer das berühmte Schloß Blarney in- und auswendig beschrieben, und doch ebenso

einmalig wie ungenannt ist ein ganz unauffällig abseits des Heerwurts der Besucher gelegenes „Druiden-Heiligtum“, das nur unserem Kreis eines Besuchs wert zu sein schien. Als „Druiden-Heiligtum“ bezeichnen es Irländer und Briten — sicherlich mögen keltische Druiden es benützt haben. Auch die heutigen Engländer feiern ja Sonnwend in Stonehenge! Der megalithische Steinring ist aber viel älter als die keltischen Druiden, wahrscheinlich auch älter als die Burgen der Aran-Inseln und gehört als Cromlech zeitlich zu dem Hügel von New Grange.

Vorsichtig gehen wir einer hinter dem anderen in einer Reihe den engen und schlüpfrigen Pfad in ein dunkles, wildromantisches Tal mit uraltem Baumbestand, der sich größtenteils aus mächtigen übermannsstarke Eiben zusammensetzt. Gespenstische Stümpfe gestürzter Riesen, vermoderte Baumleichen, dazwischen hoher Farn und üppiger Jungwuchs geben uns ein eindrucksvolles Bild, wie ein „Urwald“ im engsten Sinn des Wortes aussieht. Der Pfad leitet zu einer Waldwiese, klein und eng, von dunklen Eiben umschlossen, und man glaubt, hinter dem nächsten Baum eine Dryade kichern zu hören! Hier nun stehen im Halbkreis einige mächtige Felsen, und eine Tafel weist uns den Platz als „Druiden-Heiligtum“. Diese Keltenpriester, gleich erfahren als Richter, Heil- und Sternkundige, gefürchtet als Vollzieher des mit Menschenopfern verbundenen Gottesdienstes, hatten also hier eines ihrer abgelegenen Heiligtümer? Was haben diese Steine schon gesehen? Wilde Gebete vor der Schlacht, Dankesopfer für den erreichten Sieg, das angstvolle Stöhnen der gefesselten Gefangenen und deren letzte Seufzer, mancher Mutter Gebet für den tapferen Gatten oder Sohn, vielleicht auch frohes Hochzeitsfest und glückliche Genesung aus schwerer Krankheit durch die Heilsäfte der erfahrenen Druiden . . . Der Schauer einer fremden und unheimlichen Vergangenheit rührt uns an! Wir gehen weiter und kommen an eine dunkle, geheimnisvolle, aus großen Felsen bestehende Höhle, in deren Hintergrund als Rauchabzug ein großer gelochter Stein durch das Gewicht seines Alters herabzufallen droht; gewiß haben hier die Priester ihre Tränke gekocht, und die Bezeichnung „Hexenküche“ dürfen wir durchaus gelten lassen.

Im weiten Umfang finden wir noch viele Spuren dieser alten druidischen Vergangenheit, das ganze Heiligtum war durch eine Mauer aus riesigen Feldsteinen geschützt, ein alter überdeckter und von *einem* Bewaffneten zu haltender Gang führt in einen Talausgang, in dem wir überraschend das Kreischen und Zanken mächtiger Fischadler hören, welche nachher ebenso plötzlich wieder verschwunden sind . . .



Abb. 25: Einsetzungsfeierlichkeiten des neu gewählten „Archidruid“ auf dem Royal National Eisteddfod 1958 in Ebbw. Vale, Monmouthshire. Man erkennt links die zwei dunkelgewandeten Bläser der langen, fast alphornähnlichen Musikinstrumente, die Harfe, das große Friedensschwert und — auf dem Loganstein — den Erzdruiden. Ein Mädchen verläßt eben den Erzdruiden nach Überreichung eines Opferstraußes wilder Blumen.

Dr. KURT ALBRECHT

CORNISH GORSEDD UND EISTEDDFOD

„Cornish“ heißt cornwallisch und mit „Gorsedd“ ist der Zusammentritt eines Rates der Druiden, Barden und Wahrsager — Deutern der Zukunft — gemeint . . . Ja, solch einen Rat gibt es tatsächlich noch heute — besser gesagt — nach mehr als 1000 Jahren Pause heute wieder! Und dies nicht nur in Cornwall, auch in Wales, wo alljährlich, zwischen Nord- und Südwales wechselnd, sich zum Royal National Eisteddfod alle jene treffen, die sich die Pflege altkeltischer Dialekte und Brauchtums zur Aufgabe gemacht haben.

Das Wort „Wales“, das ja auch in Cornwall steckt, ist angelsächsischen Ursprungs und leitet sich vom germanischen „Wealas“ ab, was ganz einfach „fremd“ heißt. Für die die britischen Inseln erobernden, westgermanischen Angelsachsen waren die

keltischen Ureinwohner — die von ihnen in die westlichen und nördlichen Gebiete, später sogar über den Kanal in die Bretagne abgedrängt wurden, die „Fremden“. Aus dem Gefühl des Unterdrücktwerdens heraus, des Andersartigseins, das bis heute nicht erloschen ist, verstehen sich die Bemühungen der Walliser und anderer keltischer Stämme, das Eigene zu betonen, zu erhalten oder sogar neu wiederaufleben zu lassen. Sich selber nannten die walisischen Kelten „Cymry“, und ihr Land, das heutige Wales, „Cymru“.

Gorsedd und Eisteddfod finden alljährlich seit ihrem Wiederaufleben vor 32 Jahren an immer wechselnden Orten statt — immer aber an oder zumindest nahe bei megalithischen oder späteren — bronze- oder La Tène-zeitlichen Monumenten: Ringburgen, Kultstätten oder Grabhügeln. Solche Plätze leben in Sage und Überlieferung ja häufig noch bis in unsere Tage als besonders geheimnisvoll, unheimlich oder zumindest außergewöhnliche Stätten fort. Und so war es sicherlich auch schon zur Keltenzeit, denn erbaut sind die allermeisten dieser Monumente nicht erst zu Beginn dieser keltischen Zeit — etwa ab 600 v. Chr. — oder, wenn man an präkeltische Bauten denkt — um das Jahr 900 v. Chr. oder höchstens 1000 v. Chr., sondern wahrscheinlich noch ein gutes halbes oder gar ganzes Jahrtausend früher.

Niemand weiß im einzelnen, wie es die Druiden wirklich einst getrieben, und niemand denkt daran, es ihnen in allem — etwa dem Menschenopfer — gleich zu tun! Aber wenn es auch kaum gelingen dürfte, zu beiden Seiten des Kanals, in Wales, Cornwall, im nördlichen Schottland und auf der Insel Man das Alt-keltische wieder so zu beleben, wie es auf der andern Seite in abgelegenen Dörfern der Bretagne als Umgangssprache heute noch gebraucht wird oder gar, es — wie in Irland geschehen — als offizielle Staatssprache wieder einzuführen — es gibt trotzdem den „International Celtic Congress“, der das Zusammengehörigkeitsgefühl der genannten sechs Gebiete zu beiden Seiten des Kanals pflegt und zu fördern sucht.

Die europäische Bedeutung des Kanalraumes

Mit dem neuerdings seiner Verwirklichung entgegengehenden Projekt der Kanaluntertunnelung kündigt sich der Abschluß einer langewährenden politisch- und strategisch-geographischen Situation der nordwestatlantischen Seite Europas an wie auch eine diesbezügliche Neugestaltung seiner Lage. Der Kanalbereich, seiner verkehrsgeographischen Lage nach einer der hervorragendsten und augenscheinlichsten Verkehrsräume der Welt, wird nunmehr auch politisch und strategisch zu einem Bindeglied erster Ordnung. Er wird sich um so stärker als dieses erweisen, je mehr die europäisch-strategische Lage sich ändert.

Schon vor eineinhalb Jahrhundert wurden in Frankreich Pläne für eine Untertunnelung des Kanals entworfen, aber erst nach Mitte des 19. Jahrhunderts wird die Diskussion lebhafter geführt, besonders im Zusammenhang mit dem Projekt des französischen Ingenieurs Thomé de Gamond. Unmittelbar vor Beginn des zweiten Weltkrieges erscheint das Zweitunnelprojekt Basdevants, demzufolge ein Doppeltunnel mit einer Länge von 45,5 km vom Cap Gris-Nez nach Folkestone 60—100 m unter dem Kanalspiegel gezogen werden sollte. Es erbrachte den Nachweis, daß die technische Durchführung eines Tunnelbaus durchaus gegeben ist und sich mit einem in gewissen Grenzen gehaltenen Kostenaufwand durchführen läßt. Daß England aus wirtschaftlichen und politisch-geographischen Gründen, vor allem aber aus strategischen Erwägungen heraus diesen Plänen immer mehr ablehnend als interessiert gegenüberstand — trotz der in letzter Zeit oft grotesken sommerlichen Verkehrsstockungen bei den Autoüberführungen — liegt auf der Hand. Nachdem sich aber nunmehr die Isolationslage der Insel infolge völliger Umgestaltung der Verkehrs- und Waffentechnik als nicht mehr bestehend erweist, ja im Gegenteil als sehr gefährdet anzunehmen ist, da keine Rückzugsräume oder Ausweichmöglichkeiten bestehen, muß sich zwangsläufig auch das englische Bild ändern. So erfahren jetzt auch die letzten Kanalprojekte von dem Machtbereich nördlich des Kanals ein wesentlich stärkeres Interesse. Diese sehen — auch in Anlehnung an die Basdevantschen Pläne — einen Doppeltunnel vom Cap Gris Nez nach dem Shakespeare-Cliff zwischen Folkestone und Dover vor mit einer Verkehrskapazität von 1800, auf Spezialloren geladenen Automobilen pro Stunde sowie mit einem Blitzzugverkehr, der die Fahrtzeit



Abb. 26: Schemabild eines Querschnittes durch den Kanal zwischen Calais und Dover mit eingezeichnetem Plan für die Untertunnelung (nach Manfred Sack in der Bildbeilage zu „Die Zeit“, Nr. 15/1960)

Paris—London von 7 auf 4 Stunden verkürzen würde. Hinter der Verwirklichung des Tunnels (bzw. auch eines zur Diskussion gestellten Brückenbaus) stehen einflußreiche politische und Finanzkreise, unter anderen auch die 1956 arbeitslos gewordene Suezkanalgesellschaft, die ihr Abfindungskapital gern in einem solchen aussichtsreichen Unternehmen plazieren möchte. Das besonders Bemerkenswerte aber in diesem Zusammenhange ist, daß die gesamteuropäisch interessierten Kreise Westeuropas nicht nur den Plan eifrig aufgegriffen haben, sondern in ihm auch *einen außerordentlich bedeutsamen Schritt zur Einigung Europas sehen und hiermit die hervorragende Stellung des Kanalraumes für das Abendland unterstreichen.*

Bei einer näheren Betrachtung des Kanalraumes fällt auch dem unbefangenen Beobachter die landschaftliche Ähnlichkeit der Gebiete beiderseits des Kanals auf. In geologisch-tektonischer, land- und küstenmorphologischer, ozeanographischer, klimatischer, bodenkundlicher, pflanzen- und tiergeographischer und ebenso völkisch-geographischer Hinsicht findet man eine derartige Übereinstimmung, daß man von einer Großlandschaft des Kanalraumes sprechen muß. Bedeutsame Grenzlinien heben auch den Kanalraum von seinen Nachbargebieten ab, u. a. die südliche, diluviale Vereisungsgrenzlinie im Norden und die nördliche Grenze des Weinbaus im Süden. Ins Auge fallend sind die offenen Landschaften mit dem ausgesprochenen Weizen- und Zuckerrübenanbau, noch stärker aber wirken sich die eigentlichen Landschafts-

komponenten aus, die alten kristallinen und paläozoischen Gebirgsrümpfe im Westen und die mesozoische Tafel im Osten mit ihren tellerförmig ineinander gelagerten Schichten und ihren Schichtstufen, den Escarpements der Franzosen und den Downs Südenglands. Nicht minder beeindruckend ist die völkische Übereinstimmung mit der vorwiegend keltischen Bevölkerung im Westen und der vornehmlich aus einer Mischung keltischen, sächsisch-friesischen, fränkischen und normannischen Blutes bestehenden Einwohnerschaft der Ostseite (siehe S. 10).

Angesichts dieser Tatsache drängt sich immer wieder eine zweifache Frage auf: Wie kommt es, daß dieser natürliche Großraum sich niemals zu einem staatlichen Eigenraum entwickelt hat und wie war es möglich, daß politisch der Kanal als solcher in der *nachmittelalterlichen* Zeit eine so stark trennende Wirkung zwischen dem Festland und dem Inselbereich ausüben konnte? Es klingt paradox, ist aber eine wohlbekannte Tatsache, daß der Kanal politisch und strategisch mehr trennend auf die europäischen Binnenmächte wirkte, trotzdem er den größten Durchgangsverkehr aller Meerengen aufweisen konnte und trotz eines nicht minder lebhaften Querverkehrs. In der Frühzeit und im Mittelalter war der Kanal mit seinen Gestaden eine offene Seelandschaft, die Einwanderern, Seeunternehmern, vor allem auch Seeräubern leicht zugänglich war, was in seiner geradezu grotesken Deutlichkeit die Wikingerperiode aufzeigt. Für Englands Eigenständigkeit und Entfaltungsmöglichkeit in der Neuzeit, mit dem Zeitalter Elisabeths beginnend, war daher die Ausbildung einer Seemachtstellung und zugleich ein stetes Gegenankämpfen gegen das Aufkommen anderer Seemächte in den europäischen Gewässern gegeben — es wurde und blieb die konsequenteste Seite der englischen Außenpolitik. Jede andere Macht in der gleichen Stellung wäre zu der gleichen Handlungsweise gezwungen worden. Was aber nun besonders verwunderlich bleibt, ist die Tatsache, daß schon vor und mit der Aufgabe des letzten Brückenkopfes Englands auf der Südkanalseite (Calais 1558) die Kanallinie nicht nur für England eine südliche Demarkationslinie wurde, sondern auch für die europäischen Staaten und Völker eine Tabu-Grenze, vor deren gewaltsamen Überschreitung man schon gedanklich zurückschreckte. Man führte die Stöße gegen England nicht über den Kanal, sondern versuchte jeweils, das Inselreich in seinen Außenpositionen zu treffen — sei es nun durch Kampfunternehmungen auf nordamerikanischem Boden, im Mittelmeer, in Ägypten, durch Versuche von Aufwiegelung englischer Kolonialvölker oder gar noch durch Unterstreichen der trennenden Kanallinie mit Verhängung einer Kon-

tinentialsperre. Nicht zum wenigsten hat der zweite Weltkrieg diese Erfahrung vom Kontinent her bestätigt, ja man war sogar geneigt, auch für die englische Seite anzunehmen, daß sie Stöße gegen die europäischen Zentralmächte nicht über den Kanal, sondern auf anderen Fronten führen würde. Dieser Stellungswechsel des Kanalraumes vollzieht sich, das sei nochmals betont, erst in einer Zeit, als sich die europäischen Machtgebilde mehr und mehr konsolidieren und sich staatspolitisch, wirtschaftlich, konfessionell als Nationen gegenseitig abgrenzen.

Neben historischen Gegebenheiten sind es vor allem auch zwei geographische, die hier bei Beantwortung oben angezogener Fragen ins Feld zu führen sind. Sehr bedeutsam ist die hydrographische Lage der beiden Kanalseiten. Während die französische Kanalküste von Süden nach Norden laufenden Flüssen gegliedert wird, herrscht auf der Gegenseite die Ost-Westrichtung vor, wodurch als natürliche Verkehrsseiten die Nordsee und der Bristolkanal/Irische See gegeben sind. Auch die Insel Wight ist durch die West-Ost gehende, unter den Meeresspiegel getauchte Solentensenke abgetrennt. Andererseits ist die englische Kanalküste reicher an Ingressionsbuchten und weist daher mehr natürliche Häfen auf als die französische Seite, die einer stärkeren Küstenversetzung ausgesetzt ist. Eine zweite Gegebenheit ist die Randlage längs dem Kontinent, die vor allem auch in der geschichtlichen Frühzeit eine besondere Rolle spielte. Weder für die Römer noch für die Franken war daher ein stärkerer Anreiz zu einer Circumstaatsbildung gegeben. Das Großvolk, das im Kanalraum am längsten beheimatet war und noch ist, die Kelten, zeigte zwar untereinander Sinn für Zusammengehörigkeit (wie es die keltischen Stämme bei dem Kampf mit den Römern bewiesen, indem die britischen Kelten ihren armorikanischen Stammesbrüdern alle Hilfe im Kampf gegen Caesar angedeihen ließen), aber ihnen fehlte eine wahrhaft staatsbildende Kraft, was man den Römern und Franken gewiß nicht nachsagen konnte. Trotzdem bildeten Kanalraum und die Lande um die Irische See Sammel- und Zentralraum der keltischen Völker, in den sie am Ende ihrer großen Wanderung, die gegen Ende der La-Tène-Zeit abgeschlossen war, gelangten (siehe S. 28). Und er ist es bis auf den heutigen Tag geblieben — hier haben sich die Kelten am reinsten erhalten, von hier aus erfolgten bedeutsame Kulturausstrahlungen und hier vollzieht sich jetzt ein bemerkenswertes Wiederaufleben des Keltentums — im zweiten Weltkriege waren im Bretagnegebiet Unabhängigkeitsbewegungen festzustellen, die schlechterdings nicht nur auf Spekulationen der Okkupationsmacht zurückzuführen sind. Auch die Vorgänger der Kelten in

diesen Räumen, die Träger der Megalithkultur wie auch die nach diesen nach 2000 v. Chr. in den Kanalraum eingewanderten Träger der Glockenbecherkultur zeigen eine Konzentrierung um den Kanalraum mit den Schwerpunkten Bretagne, das Kanalgebiet Südinglands und östliches Irland (siehe S. 15). Die im Gegensatz zu den langschädlichen Megalithleuten kurzschädlichen, mit der alpinen Rasse verwandten Glockenbecherkulturmenschen brachten die Verhüttungs- und Schmiedekunst mit, nahmen den Zinnbergbau in Cornwall in Angriff und entwickelten zu Beginn der Bronzezeit ein eigenes Kulturreich rund um den Kanal.

Weder in der Römer-, noch in der Sachsen- oder Wikingerzeit kommt dem Kanalraum eine besonders zentrale Rolle zu wie in den frühgeschichtlichen Perioden und zur Keltenzeit, sondern mehr eine Mittlerrolle. Erst durch das sich immer machtvoller entwickelnde Normannenreich kommt das Kanalgebiet wieder in den Vordergrund. Durch kriegerische Gewaltmaßnahmen werden von den Normannen die Gegengestade erobert. Schon im 12. Jahrhundert erfolgt der Rückstoß von dem jenseitigen Gestade her. Allerdings zunächst nicht auf kriegerischer Basis, sondern im Zusammenhang mit der Haus- und Heiratspolitik der englischen Könige, die seit Wilhelm dem Eroberer auch Großvasallen unter dem Frankenkönig waren. Unter den normannischen Königen Englands und unter den Plantagenets spielt der Kanal eine bedeutsame Rolle als Scheitelpunkt der englischen Macht, die aber nicht zu einer bedeutenderen Seemachtstellung führt. England war eine Landmacht und blieb es bis in den Beginn des 16. Jahrhunderts hinein. Die kontinentalen Einflüsse waren die beherrschenden und noch bis ins 15. Jahrhundert hinein war Französisch die amtliche Sprache in England. Es ist unrichtig, in den unmittelbaren Nachfahren kühner, keltischer Segler, seehändlerischer und auch seeräuberischer Sachsen und Friesen, mit Wind und Wellen vermählter Wikinger Menschen zu sehen, die zur Entwicklung einer Seefahrernation hindrängen. Diese Wandlung vollzieht sich erst fast ein halbes Jahrtausend später mit Beginn der Neuzeit, nach der Entdeckung Amerikas, im Kampf gegen Spanier und Holländer und mit dem Aufkommen der englischen Industrie. Wie fest eingewurzelt die Auffassung einer Landmachtstellung war, zeigten durch Jahrhunderte die regierenden Kreise Englands, die auch noch zur Blütezeit der englischen Seemachtstellung Land und Empire regieren, die Großgrundbesitzer des Mutterlandes, die Lords und Gentrys.

Der hundertjährige Krieg zwischen den englischen und französischen Königen hatte als Ausgangspunkt nicht Seestützpunkt- oder andere weitergehende territoriale Forderungen,

sondern neben einer gewissen wirtschaftlichen Rivalität in Flandern und in der Gascogne den Anspruch des englischen Herrschers auf die französische Krone nach dem Aussterben der Capetinger 1328, die von dem neuen französischen Herrschergeschlecht, dem Hause Valois, abgelehnt wurde. Die Kriegshandlungen zwischen 1339—1453 wurden fast ausnahmslos auf dem Festland geführt — nur im Anfang steht eine Seeschlacht im Kanal (Sluys 1340), die mit einer Niederlage der französischen Flotte endet. Entscheidend waren typische Landschlachten, wie 1346 Crécy-en-Ponthieu, in der das französische Ritterheer von den englischen Bogenschützen völlig geschlagen wurde, ebenso bei Poitier-Maupertuis und Azincourt, auf die, wie W. McElwee betont, die Wurzeln des englischen Nationalstolzes zurückgehen. Das Ende des Krieges aber ergab als Resultat die Rücktreibung der Engländer über den Kanal. Der Brückenkopf Calais verblieb zwar noch ein Jahrhundert in englischer Hand, doch ohne daß die Engländer ihn zum Offensivpunkt ausbauten, im Gegenteil, ihn nur zur Sicherung der nunmehr scheidenden Kanallinie benutzten. Und damit beginnt die trennende Rolle des Kanals zwischen Inselwelt und Kontinent. Dem Kanalgebiet fiel damit eine Rolle zu, zu der es von Natur nicht bestimmt war, wie es seine Geschichte aufzeigt.

Bis in das sechste vorchristliche Jahrtausend hinein konnten die altsteinzeitlichen Siedler trockenen Fußes über die breite Landbrücke im östlichen Kanalreich und der südlichen Nordsee kommen. Aber auch nach Überflutung der südlichen Nordsee und dem Kanaldurchbruch im Maximum der Litorinazeit blieben die Völkerwellen nicht aus. Weder der Kanal noch die etwa um 1600 v. Chr. ihre heutige Ausformung erhaltende Doverstraße hatten eine trennende Wirkung. Die Hauptwege wandernder Völker gingen vor allem Loire und Rhein abwärts und dann weiter seewärts über die südwestliche Nordsee, über den Kanal und über die irische See, drei Schelfmeeresräume, die geographisch und geschichtlich im Zusammenhang stehen. Die Tiefenstellung des Kanalraumes aber wird besonders zur Römerzeit deutlich. Hier spielt er die Rolle einer Rückzugs- und Verstärkungslinie für die von den Römern hart bedrängten Stämme der Veneter, Osismer, Coriosoliten, Veneller, Lexovier, Moriner, um nur einige der zahlreichen keltischen Stämme zu nennen. Umgekehrt sollte sich der Kanal als Auffangs- und Rückzugsgebiet der Inselkelten erweisen, als diese von den sächsischen Eroberern abgedrängt wurden. Cäsar sah sich gezwungen, diese Kanaleinwirkungen zu unterbinden und setzte daher kurzentschlossen Sommerende 55 v. Chr. nach England über.

Welch ein grauenhafter Anblick muß damals der Kanal den Legionären Cäsars geboten haben, als sie zum ersten Male an seinem Südufer Fuß faßten! Die römischen Soldaten, deren Wiege an den Gestaden des gezeitenlosen, tiefen, wasserdurchsichtigen, im Sommer leicht befahrbaren Mittelmeeres gestanden hatte, erblickten hier ein von wilden Stürmen gepeitschtes, von Gezeitenströmungen durchrolltes, von schnell wechselnden Winden und ebenso rasch wechselnden Sandbänken und Untiefen bedrohtes, bei ruhiger See in Nebel gehülltes Gebilde und standen an einem Meeresstrand, der wenig natürlichen Hafenschutz bot. Für diese mußte der Kanal wie ein gefahrvolles Hindernis wirken. Cäsars „Attempto“ zerriß diesen Schleier. Es wurde zu einer seiner raschesten und kühnsten Unternehmungen. Auf einfachen Transportschiffen, von den Gefahren des Kanals bedrückt, von britischen und armorikanischen schnellwendigen Schiffen umschwärmt, führte er das Unternehmen durch. Der Sturm beschädigte oder zerschlug einen Teil seiner auf Land gezogenen Schiffe — es gelang auch Cäsar nicht mehr, die für seinen Kriegszug wichtige Reiterei mit überzusetzen. Trotzdem konnte er sich behaupten und im Spätherbst seine Legionen wieder über den Kanal zurückführen. Brachte dieser erste Übergang auch keinen besonders greifbaren Erfolg, so löste er doch eine fast sagenhaft anmutende Wirkung in der römischen und auch gallischen Welt aus — der römische Senat feierte das Ereignis als einen der größten Siege. Schon im Jahre darauf setzte Cäsar bei Boulogne wieder über den Kanal, diesmal mit einer vorsorglich ausgerüsteten Flotte, die von römischen und keltischen Schiffsbauern auf der Loire gebaut war. Fünf Legionen und 2000 Reiter, dazu noch Tausende von keltischen Reitern, teils als Auxilia, teils als Geiseln unter Führung ihrer Stammeshäupter wurden übergesetzt. Cäsar drang bis zur Themsefurche vor und fand hier die Grenze für den zu sichernden Kanalraum. Zu einer Besetzung des Landes führte seine Expedition nicht, das Heer wurde wieder zurückgebracht, aber eine lang anhaltende Wirkung auf die Gestade des Kanals blieb bestehen. Es sollte noch ein Jahrhundert vergehen, bis eine endgültige Eroberung des Landes jenseits des Kanals durch die Römer unter Claudius erfolgte. Sie erfolgte successive in Parallel-Linien zur Kanalrichtung zunächst bis zur Severn-Themselinie, dann unter Domitian zur Solway-Tynelinie, bis sie schließlich durch den Feldzug Agricolas in den Jahren 78—85 mit Erreichung der Linie Firth of Clyde—Firth of Forth abgeschlossen wurde. Immer wieder vorkommende Einfälle in die nördlichen Grenzsäume, vor allem durch die in Schottland beheimateten Pikten, bewogen Hadrian zum Bau des

berühmten, nach ihm genannten Limes im Jahre 128 zwischen Luguwallium (Carlisle) und Newcastle und 22 Jahre später zum Bau des Piktenwalles am obengenannten nördlichen Grenzsaum. Noch in römischer Zeit mußten sich Römer und Briten nicht nur der Pikteneinfälle, sondern seit Ende des 3. Jahrhunderts auch der Plünderungszüge sächsischer und friesischer Seeräuber erwehren. Die Römer taten dasselbe, was später die Franken gegen die Wikinger tun sollten. Sie verdingten sich friesische und sächsische Söldner als Grenzwachen im Norden und Osten des Landes.

Nach Abzug der Römer in den Jahren 406—411 (wahrscheinlich erfolgte die völlige Garnisonenaufgabe 20 bis 30 Jahre später) lag das durch römische Kultur aufgeblühte, aber in sich entzweite Land schutzlos den Zugriffen der Pikten (lat. = die Gemalten!) und vor allem der über See kommenden Völker da, zumal nun auch noch die Restgarnisonen, die aus obengenannten Söldnern bestanden, mit den Eindringlingen gemeinsame Sache machten. Die germanischen Völker, die nunmehr das Land überfluten sollten, waren zuvor größtenteils weder kulturell, geschweige denn blutsmäßig mit Kelten und Römern in Verbindung gekommen und hatten auch noch keine Kunde von dem „weißen Christ“ erhalten, dessen Botschaft bereits in den keltischen Gebieten Irlands und Wales festen Fuß gefaßt hatte. Sie wirkten auf die Briten als ausgesprochene Barbaren, weshalb die englische Geschichtsschreibung die Zeit von 411—599 — dem Jahre, in welchem der Abgesandte Gregors des Großen, Augustinus, nach Britannien kam, um die Briten zu bekehren — als das „dunkle Zeitalter“ Englands bezeichnet. Im Grunde wissen wir recht wenig über die germanischen Völker, die nunmehr England besetzten — eine unklare Stellung nehmen vor allem die Jüten ein, deren Zugehörigkeit und Stammsitze nicht zu erkennen sind. Zweifelsohne gehören sie zu den Westgermanen, vielleicht am nächsten mit den Friesen verwandt, die auf Jütland Stammsitze hatten, wenn auch die dänisch-nordische Geschichtsschreibung teilweise die Ansicht vertritt, daß Jütland und „Jüten“ eine Art Urheimat und Urvolk der Dänen sind. Wir suchen den Stammsitz der Dänen vielmehr in Schonen und auf Seeland. Nach Beda, diesem hervorragenden Scriptor der angelsächsischen Geschichte (673—735) [„Advenerant autem de tribus Germaniae populis fortioribus, id es Saxonibus, Anglis, Jutis“ (Historia ecclesiastica I, 15)], läßt sich ein dritter Siedlerstamm nicht wegleugnen. Beda gibt sogar die Bezirke an, in denen diese „Jüten“ eigene Kolonien gründeten, wie z. B. auf der Insel Wight oder in Kent. Am besten waren in England selbst die Sachsen bekannt. Ihre

Stammsitze lagen an der Unterweser bis zur Unterelbe. Sie hatten aber schon vor der Völkerwanderungszeit ihr Gebiet westwärts bis zur Ems ausgedehnt und auch den Chaukenstamm teilweise in ihr Volkstum aufgenommen. Von der Ems aus zogen sie an der Küste westwärts, erreichten die Kanalküste, besetzten diese bis zur Bretagne hin und bildeten so den sogenannten „Limes Saxonicum“, von wo aus sie sich in den Kanalgewässern als Händler und Seeräuber betätigten. Nach Abzug der Römer erfolgte sowohl von hier wie auch von den Stammländern aus in mehreren Zeitabschnitten ein Übersetzen an das jenseitige Kanalufer. Die Sachsen kamen aber nicht nur als Eroberer, sondern auch als Siedler mit Kind und Kegel. Sie lebten nach ihrem Gesetz und brachten ihre Siedlungsweise mit. Direkt von ihrem vermutlichen Stammsitz nördlich der Unterelbe zwischen Schlei und Flensburger Förde kamen die Angeln über die Nordsee nach Südostengland und besetzten diesen Landesteil, ebenfalls ohne Untermischung mit den Kelten und unter Beibehaltung ihres Stammeslebens. Die eindringenden Völkerschaften waren eng miteinander verwandt, ihre Sprache war die westgermanische; das Beowulflied ist u. a. in dieser Sprache geschrieben. Es waren also keineswegs Dänen im späteren Sinne oder Wikingervorfahren, die England neu besiedelten. Eine Loslösung der Nordgermanen aus dem germanischen Stammgebiet erfolgte erst im Laufe des 7. und 8. Jahrhunderts. Wesentlich mit zu dieser Trennung, vor allem der sprachlichen Scheidung der Nordgermanen von den Jüten, Angeln, Friesen, Sachsen trugen die starken Abwanderungen dieser Völker, wie u. a. auch der Heruler und Langobarden bei, wodurch Leerräume zwischen den späteren Nord- und Südgermanen entstanden, in die sich slawische Völker einschoben. Die vom Muttergebiet losgelösten Germanen im Norden bildeten ein eigenes Stammesgebiet, aus dem sich die drei Reiche der Dänen (auf den Inseln und Schonen), der Schweden (nördlich des südsmäländischen Grenz-Waldgürtels) und der Norweger (nordwestlich von Götaälv und dem Vänensee) herauskristallisierten. Das geschieht etwa zur gleichen Zeit, als das Fränkisch-Keltische sich zum französischen Volks- und Sprachtum umbildet und das West- resp. Südgermanische auf dem Festland zum deutschen Volks- und Sprachtum. Es waren also keinesfalls „skandinavische“ Völker, die in der Völkerwanderungszeit Besitz von England ergriffen — ein skandinavisch-völkischer Einfluß erfolgt erst in der Wikingerzeit, der jedoch nicht so ausschlaggebend für die Herausbildung des englischen Volkes war, da die Wikinger weniger als Siedler denn als Herren, Händler und Abgabeneintreiber kamen — eine nachhaltige skandinavische

Einwirkung erfolgt erst durch den Umweg über die Normannen. Die Sachsen waren zuerst auf dem Plan; sie waren Wegbereiter für die Großinvasionen. Die germanischen Eindringlinge wurden auch von den Kelten nur Sachsen (kymrisch = Saesneg, bretonisch = Saoznek, englisch = Sasunn resp. Sais) genannt (vergleiche auch finnisch: Saksalainen = der Deutsche). Trotzdem gaben die später eintreffenden Angeln dem neuen Reich den Namen Angelland, französisch Angleterre.

Der Übergang von seefahrenden Völkern zur Sesshaftigkeit ging relativ schnell vor sich, nicht zum wenigsten darauf beruhend, daß die Neusiedler im Grunde Bauernvölker waren, deren ganze Gesetzgebung, Rechtsprechung, Landeseinteilung und Verwaltung in engster Beziehung zur Scholle standen. Ebenso schnell war aber auch der germanische Bruderzwist da, der Kleinkrieg der Stämme untereinander und zwischen den Landen der Heptarchie, den sieben kleinen Königreichen, den vorwiegend sächsischen (und „jütischen“) Landen am Kanal und dessen Hinterland: West-, Ost- und Südsachsen = Wessex, Sussex, Essex und Kent sowie den vorwiegend englischen Ostlanden: Ostangeln, Mercia und Northumberland. Es fehlte dem Lande bald die feste Seemacht ähnlich wie bei dem Frankenreiche Karls des Großen, und da Landmacht ohne Seemacht — nach Ranke — nur die Hälfte der Macht ist, so wurden beide Reiche ein leichtes Spiel für die Wikinger. Da man diesen nicht den Rückweg abschneiden konnte, da diese selbst ihre Plünderungszüge nach dem geringsten Widerstand hin aussuchten und da ihre Angriffe stets überraschend erfolgten, war an ein geschlossenes Sich-dagegen-Wehren nicht zu denken. Während norwegische Wikinger, die als erste auf dem Plan waren, seit dem 8. Jahrhundert mit der Plünderung nördlicher Gestade beginnen und ihre Hauptstützpunkte auf die Shetlandinseln und Hebriden verlegen, konzentrieren sich die Raubzüge der dänischen Wikinger auf den Kanalraum und die Südostseite Englands. Auf der Südseite des Kanals gab es kein nur einigermaßen schiffbares Flößchen, das die Wikinger nicht befahren und heimgesucht hätten, und wenn — nach Ratzel — die Flüsse eine Fortsetzung der Meere bilden, so bildeten für die Wikinger die niederen Wasserscheiden eine Fortsetzung der Flüsse. Auf der englischen Kanalseite aber gab es keine Bucht, in der nicht die Wikinger ihre Schiffe an Land gezogen hätten. Waren es anfangs nur Einzelunternehmungen, die von einzelnen Gaufürsten ausgeführt wurden, so erscheinen später große Flottenaufgebote mit Tausenden von Streitern, die wie ein vernichtender Wirbelwind über die schwergeprüften Länder hereinbrachen. Bezeichnenderweise geht der stärkste Widerstand von

den Sachsen im Kanalraum aus — von hier erfolgt immer wieder der Versuch eines Aufsammelns der Länder und Kräfte, besonders unter Alfred dem Großen. Den Höhepunkt der Wikingerperiode bildet das dänische Wikingergroßreich Knuts des Großen, der als einziger staatsbildende Kräfte auslöst und einen Circum-Nordseestaat zu gründen sucht. Doch sollte dieses Staatsgebilde, das außerhalb des Dänenreiches auf tönernen Füßen stand, da die Außenländer nicht blutsmäßig genügend durchdrungen waren, nur kurzen Bestand haben (1016—1035).

Um so besser und haltbarer erwies sich die Wikingerstaatengründung auf der Südseite des Kanals im normannischen Raum, der zu einem völkisch stärker durchdrungenen Raum wurde und als Staat eine feste Geschlossenheit zeigte. Durch den Vertrag von St. Clair sur Epte wurde dem Wikingerfürst Rollo, einem der wildesten und gefürchtetsten Wikingerhövdlinge, wahrscheinlich Sohn des Jarls von Möre in Westnorwegen, im Jahre 911 von Karl dem Einfältigen die Normandie zu Lehen gegeben, mit der Bedingung, das Land gegen die Einfälle seiner Stammesbrüder zu schützen. Karl „der Einfältige“ hatte den keinesfalls einfältigen Gedanken, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben. Aber der Franzosenkönig hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die normannischen Vasallen zeigten sich als sehr selbständige Herren, die der Normandie bald eine völlig selbständige Stellung gaben. War bisher die Normandie im Merowinger-Frankenreich eine abgelegene Provinz, so wird sie jetzt zum Mittelpunkt und Ausstrahlungspunkt im Kanalraum. Indessen blieb die römisch-fränkische Kultur nicht ohne Einfluß auf die normannischen Wikinger und ihre Nachkommen. Fast überall, wo sich sonst die Germanen in der Völkerwanderungszeit in Ländern mit romanischer Bevölkerung niederließen, bildeten sie eine herrschende Kriegerklasse, scharf getrennt von dem unterdrückten Volk. Der Kriegeradel stand unter germanischem Recht, während für die Landesbevölkerung das römische Recht galt. Bei den Normannen erfolgte ein Kompromiß, der sich später entscheidend für England auswirken sollte. Unter Beibehaltung ihrer Lebensformen, Siedlungsweise, Einteilung und Selbstverwaltung der kleinen Bezirke übernahm der normannische Herzog den fränkischen Feudalismus und wichtige andere fränkische Kulturformen, vor allem im Zusammenhang mit christlichem Gedankengut. Die herrschende germanische Kaste verabsolvierte sich trotzdem nicht, sie war geschmeidiger und anpassungsfähiger, weshalb sie auch nicht ausstarb. — Von der Normandie aus erfolgte nun der letzte große und entscheidende Vorstoß über den Kanal zum jenseitigen Gestade.

Über Vorgeschichte und Durchführung des Normannenüberfalles im Jahre 1066 stehen gute Quellen zur Verfügung, unter anderen eines der merkwürdigsten und bemerkenswertesten Zeugnisse: Der Teppich von Bayeux (siehe S. 31). Wilhelm der Eroberer stellte nicht nur auf Grund seiner Verwandtschaft mit dem Sohne Knuts des Großen, Hardeknut, der 1042 starb, sondern auch auf Grund eines Versprechens Eduards des Bekenners Ansprüche auf den englischen Thron. Eduard confessor, der später kanonisierte Erbauer von Westminster Abbey, entstammte als Sohn Ethelreds und der normannischen Prinzessin Emma (die als Witwe von Knut dem Großen gehehlicht wurde) dem angelsächsischen Königshaus, das nach dem Tode Hardeknuts das dänische Königshaus wieder ablöste. Eduard hatte angelsächsische Jarle um sich versammelt, die man als die wirklichen Regenten bezeichnen muß, unter ihnen der Sachse Godwin und dessen Sohn Harold Godwinsson, der seit 1053 praktisch regierte. Als Eduard am 5. Januar 1066 starb, machten außer dem Normannenherzog auch der dänische König Sven Estridsson auf Grund eines gleichen Versprechens Eduards hin wie auch der norwegische König Harald Hårdråde, dem Hardeknut bei Lebzeiten die Nachfolge versprochen hatte, Ansprüche auf Englands Thron. Harold Godwinsson aber wurde von den Angelsachsen zum König gewählt. Ihn traf der päpstliche Bannstrahl, was Wilhelm sich zu Nutze machte und den päpstlichen Segen für sein Unterfangen einholte.

Der Übergang über den Kanal war von langer Hand vorbereitet; sein sorgsam ausgewähltes und wohlgerüstetes Heer mit schwer bepanzelter Reiterei setzte zu einem Zeitpunkt über den Kanal, als Harold sich gegen einen überraschenden Überfall norwegischer Wikinger unter Harald Hårdråde wehren mußte. Die geschichtlichen Quellen schweigen sich darüber aus, wie weit der letzte große Wikingerzug mit dem größten Aufgebot an Schiffen und Streitern in der Wikingergeschichte mit Wilhelm dem Eroberer abgesprochen war. Aufgewiegelt zum Einfall war Hårdråde durch seinen Bruder, den Ränkeschmied Toste, abgesetzter Jarl von Northumberland. Wir wissen, daß der Nachrichtendienst unter den Wikingern des Westens und Ostens gut fungierte, man wußte über alle Vorkommnisse und Taten der Wikinger in „västerled und österled“ glänzend Bescheid und es mußte ein in der Geschichte seltener Zufall sein, wenn die nur 19 Tage voneinanderliegenden blutigen Schlachten, die über Englands Zukunft entschieden, ohne innere Beziehungen zueinander standen. Harald Hårdråde, wie sein Name sagt, ein König hart in Rat und Tat, war Halbbruder und Nachfolger

des norwegischen Königs Olav des Heiligen. Er hatte einst den Dienst als Häuptling bei der Leibwache der Königin Zoë in Byzanz versehen und war durch Zoës berühmten Strategos Maniaker in den Dingen der Kriegskünste und Kriegslisten wohl geschult. Wir wissen, daß er seine Bischöfe teilweise in der Normandie weihte und sich durch Toste auf dem Laufenden halten ließ. Wilhelm aber erhoffte sich als Tertius gaudens leichtes Spiel. — Harold Godwinsson warf sich am 25. September mit einem rasch gesammelten angelsächsischen Aufgebot von dreitausend Mann der Wikingermacht bei Stamford Bridge unweit von York entgegen und schlug mit dem Mute der Verzweiflung das Wikingerheer vernichtend — Hårdråde und Toste blieben auf der Walstatt.

Die Schlacht von Stamford Bridge setzte nicht nur dem Vordringen der Norweger ein Ziel, sondern schloß auch eine der interessantesten, verwegenen und wohl auch grausamsten Perioden europäischer Geschichte ab. Norwegische Wikinger waren es, die einst den Reigen der brutalen Überfälle eröffneten. Sie kamen aus der Landschaft „Vik“, dem inneren Oslofjordraum, und nannten sich selbst „Vikverjar“, und da man damals wie heute Fremde und Eindringlinge zumeist nach den Landen benannte, aus denen sie kamen, so sind wir geneigt, den Namen Viking lieber als „Leute aus der Landschaft Vik“ zu deuten, als nach der nordgermanisch-isländischen Bezeichnung vik (= Bucht) die kühnsten Seerecken mit der lahmen Bezeichnung „Buchtenfahrer“ zu bezeichnen, die sie sicherlich nicht sich selbst zugelegt hätten. Norwegische Wikinger aus dem Osloer, vor allem aber auch aus dem Trondheimer Raume waren es, die mit ihrer Niederlage vor den Toren Englands die Wikingerzeit beendeten. Erst am 2. Oktober erreichte Harold die Kunde von der Anlandung der Normannen — er begab sich mit seinem Bauernheer in Eilmärschen nach Süden und besetzte die Höhen an der Kanalküste bei Hastings. Am 14. Oktober kam es zum Kampf, über dessen Ausgang man nicht zweifelhaft sein konnte. Trotz härtester Gegenwehr wurde das stark dezimierte Heer Harolds vernichtend geschlagen, Harold und sein ganzer Hird fanden den Tod. Trotz seiner großen Überlegenheit mußte Wilhelm noch zu einer Kriegslist greifen, um den Kampf zu entscheiden. Zuvor waren die normannischen Kämpfer noch durch die Lieder Haillefers angefeuert, die von den Heldentaten Rolands, des fränkischen Recken und Herzogs der Bretagne erzählten — es war die erste auf uns überkommene Version des Rolandepos. Und so wie Roland von den Basken überfallen und erschlagen wurde, so wurden auch die kühnen letzten Streiter der Sachsen und Angeln

dahingemäht. Kein Heldenlied aber vom Leonidas an der Kanalküste ist uns überliefert.

Wilhelm führte bereits einen ausgearbeiteten Plan für die Beherrschung des Inselreichs mit sich. Nach normannisch-fränkischem Muster wird der Feudalismus dem Lande aufgezwungen. Den bisherigen Gebietern werden ihre Lande enteignet, mit denen normannische Vasallen belehnt werden, allerdings mit stark zerstreuten Besitzungen, sodaß kein Vasall eine zu große Macht in einem Gebiet vereinen konnte. Jeder Freie in diesen Gebieten mußte den Treueid direkt an den König leisten. Damit nahm Wilhelm den Vasallen formaliter die Mittlerstellung, die diese zwischen dem König und den übrigen Untertanen auf dem Festlande innehatten. Sein Vorgehen im unterworfenen Britannien zeigt ihn als Persönlichkeit, in der Wikinger-Wagemut- und Schläue wie svek (Verrat) sich mit der Tünche fränkisch-höfischen Wesens paart, kein Mittel war ihm unangebracht, wenn es zur Sicherung seiner Macht diente; durch seine Härte und Zielbewußtheit zwang er Gefolgschaft und Unterworfenen in seinen Bann. — Bis zu Beginn des 13. Jahrhunderts war die Normandie durch Personalunion mit dem Inselreich vereinigt. Durch den Sieg des französischen Königs Philipp II. August bei Bouvines 1214 verlor England den größten Teil seines Festlandbesitzes im Kanalgebiet.

Die spätmittelalterliche Konsolidierung Englands und Frankreichs als Landmächte auf geschlossenem Raum vollzieht sich auf Kosten des Bindegliedes Kanal. Eine rückläufige Bewegung setzt ein, die sich im räumlichen und territorialen Denken der europäischen Völker auswirkt. Deshalb gibt es wohl auch keine Monographie des Kanalraumes oder auch nur eine Sonderkarte des Kanalraumes in den einschlägigen Kartenwerken, die diese so bedeutsame Großlandschaft in einem Bild bringt.

Über alle territorialen Grenzen hinweg bleibt die Einheit des Kanalraumes als *Kulturgebiet* mit breiter Hinterlandtiefe bestehen. Es behält seine kulturelle Auffang-, Mittler- und Ausstrahlungsstelle; die Impulse, die es von seinen Hinterländern erhält, die Anregungen, die es an diese abgibt, aber ebenso seine Fernwirkungen sind hochbedeutend, besonders, wenn wir, was in diesem Fall geschehen muß, den irokeltischen Raum mit einschließen. Die kulturelle Stellung des Kanalraumes in vor- und frühgeschichtlicher Zeit wurde mehrfach erwähnt. Rascher und intensiver als in einem anderen europäischen Gebiet verankerte sich hier die christliche Lehre. Von den Wirren der ersten Hälfte der Völkerwanderungszeit blieben der westlichste Kanalraum und Irland verschont; hier war noch eine weltabgeschie-

dene Ecke vorhanden, wo man ungestört sein eigenes kulturelles und religiöses Leben führen konnte. Bereits im 3. Jahrhundert gelangte die neue Heilslehre dorthin und wurde von den zur Mystik und Verinnerlichung neigenden Kelten mit Inbrunst aufgenommen. Auch das Klosterwesen mit seiner damals noch weltabgewandten, echten Frömmigkeit fand hier guten Nährboden. So geht bald von diesem Raume eine Heilsverkündung aus, die die Missionstätigkeit von Rom her in den Schatten stellen sollte. Zunächst wurden die Angelsachsen erfaßt, die danach gleichfalls fähigste Missionare stellen; auch die Zahl der Märtyrer ist Legion. Irokeltische und sächsische Apostel missionieren von Norwegen bis Mittelitalien, von Aquitanien bis zur Save; Namen wie Winfrid/Bonifatius, Willibrord, Kilian, Gallus, Pirin, Appius, die nordischen Apostel Ansgar, der von dem Benediktinerkloster Corbie aus über Corwey nach dem Norden kam, Siegfried und Stephan sind nur einige von vielen. Die Kreuzzugs-idee fand im Kanalraum wohl den stärksten Nachhall, ebenso aber auch religiöse Erneuerungsbewegungen, da man lieber nach dem Inhalt der Bibel als nach dogmatisch-kirchlichen Lehrsätzen leben wollte. Teile der Bibel wurden bereits unter Alfred dem Großen ins Angelsächsische übersetzt, später um die Jahrtausendwende gibt Aelfric weitere Teile der Bibel in Übersetzung heraus.

Der stark kontemplative wie auch visionäre Zug vor allem der keltischen Völker wirkt sich auch in einer hervorragenden Erzähler- und Sagen- wie Legendendichtung aus. Kein anderer Raum Europas kann sich diesbezüglich mit der mittelalterlichen Literatur dieser Gebiete messen — hier finden wir die Lehrmeister der südgermanischen, der nordgermanisch-isländischen, der fränkischen Sagenprosa und die Grundideen vieler mythologischer Vorstellungen dieser Völker. Es sind aber keineswegs nur die berühmten Erzählungen der Artusrunde, die Gesänge der Barden (Ossian), die bretonischen Sagen und Reimchroniken, sondern auch angelsächsische Heldenlieder, die Gesänge der Scôps, wie z. B. The song of Brunanburh, in dem der ungestüme Kampf und Sieg des sächsischen Königs Athelstan über die Wikinger und Schotten vom Jahre 937 besungen wird, die Reimchroniken eines Wace und Benoît, die einen weiten Wirkungsbereich finden, nicht zu vergessen eines der bedeutendsten Denkmäler früheuropäischer Literatur: das Beowulflied und auch die Rolandsgesänge. Hervorragend ist die schöpferische und die Mittlerstellung in der bildenden Kunst und Architektur. Die irokeltische Buchmalerei, vor allem die Ausschmückung heiliger Schriften, machte allenthalben Schule — nicht in ihrem Stil,

aber in ihrer durchleuchtenden Frömmigkeit erinnert sie an die Ikonenmalerei. In der Baukunst entwickelt die Südseite des Kanalgebietes den normannischen Stil, in dem nicht nur der mächtige Zentralturm ein beherrschendes Element in die romanischen Dome bringt, sondern wo ein nordischer Grundsatz sich geltend macht: Der Drang zum Licht, den die Skandinavier bis heute beibehalten haben. Dieser Stil wird sowohl in England, vor allem aber im normannischen Reiche Unteritaliens weitergeführt. Nur die Dome von Caen, Rouen (Saint Ouen), Norwich seien hier neben den unteritalienisch-sizilianischen erwähnt. Die Wikinger brachten auch ein nordisches Maß mit, das nordische Zoll- und Fußmaß, das auch von den schwedischen Wikingern nach Rußland gebracht worden war. Das Siebenfußmaß spielt in den normannischen Bauten eine ebenso bedeutende Rolle wie das Sajenen und das Viertelsajenen in russischen Bauten des Mittelalters. Daß im Kanalraum der gotische Gedanke von der Isle de France sofort aufgegriffen und weitergeführt wird, ist gut zu verstehen. Dieser nach allen Seiten und der Höhe zum Licht hinstrebende Stil entsprach ganz dem religiösen Sinn der Kanalrainer, der Geist von Chartres (siehe S. 38) verkörpert sich auch in den gotischen Bauten des Kanalraumes und erfährt auf der englischen Seite eine lang anhaltende Inspiration vom early English style über den lancet style, decorated style zum perpendicular style, die alle mehr oder weniger ein nationales Gepräge tragen. Neben den Kirchenbauten stehen hier vor allem aber auch die profanen Bauten, die Ritterburgen und Schlösser, in denen der englische architektonische Sinn sich zu höchster Blüte entfalten kann. Es ist nicht verwunderlich, daß gerade der Kanalraum mit am spätesten den gotischen Stil übergeben hat und im Unterbewußtsein noch lange weiterleben ließ.

DIE KARAWANE-STUDIENREISEN

sind wirklich eine besondere Art zu reisen – sie erfordern daher auch eine besondere Werbung! Nicht die Tagespresse mit einer Annonce und nicht die Werbung durch Ton und Bild im Rundfunk oder Kino wäre das Richtige. Vor allem Empfehlungen zufriedener Reisegefährten ermöglichen uns, weiterhin in unserer ganz besonderen Art zu arbeiten und nur diese Ihre auswählende Empfehlung in geeigneten Kreisen kann auch für die Zukunft das so erfreulich hohe geistige Niveau sichern, das unsere Reisegruppen seither so angenehm auszeichnete. Bitte, helfen auch Sie uns!

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde — Vorsitzender Prof. Dr. Friedrich Seebass — herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich, das vorliegende Heft 3, 1960, ist eine auf 68 Seiten verstärkte Nummer und kostet für Einzelbezieher DM 2.50, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 6.—, an die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. — Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

BILDNACHWEIS :

Karten 1 und 4 A. K. Lutz-Karlsruhe; Bild 2: Dr. K. Albrecht; Bild 3, 5, 25 British Travel Association; Bild 7: Peter Albrecht; Titelbild, Bild 8 und 16: Regierungsrat G. Nehring; Bild 22, 23 und 24: W. Simon-Stuttgart; Bild 13: Dr. habil W. Hülle-Schloß Inzigkofen. Die Klischees zu den Bildern 9, 11 und 12 verdanken wir der Franckh'schen Verlagshandlung in Stuttgart (aus Kosmos, Heft 7), die Klischees zu den Abb. 17, 18, 19, 20 und 21 stellte uns Herr Prof. Dr. Lang-Lehndorff aus dem Buch unseres Reiseleiters A. Gromer, „Kunst des Abendlandes“ (Bd. 1) des Verlags G. Braun-Karlsruhe zur Verfügung. Alle sonstigen Bildnachweise bei den Abbildungen. Wir sprechen den genannten Verlagen sowie allen sonstigen Bildlieferanten für ihre Unterstützung unseren herzlichsten Dank aus.